

**Zeitschrift:** Brugger Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg  
**Band:** 77 (1967)

**Artikel:** Restaurierung der reformierten Kirche Windisch  
**Autor:** Lüdin, Oswald / Bossert, Ernst / Müller, Walter / Hintermann, Paul / Schlatter, Viktor / Rohr, Kurt  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-901193>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Restaurierung der reformierten Kirche Windisch\*

## Archäologischer Bericht

(Pläne und Zeichnungen: Oswald Lüdin)

Windisch liegt geographisch in außerordentlicher Lage: Aare, Reuß und Limmat, drei recht ansehnliche Flüsse, auf denen Schiffe fahren konnten und auf denen geflößt werden konnte, treffen hier aufeinander. Selbst in den Stauwehren zu den Fabriken des 19. Jahrhunderts finden wir noch Floßgassen. – Betrachten wir eine Landkarte, in der die nachgewiesenen Straßen aus römischer Zeit eingezeichnet sind, so wird auch von da her die Bedeutung des Ortes augenfällig. Und wohl verstanden, die Römer haben nicht alles neu gemacht, vieles wurde von ihnen als Vorhandenes übernommen.

Die geographische Bedeutung des Ortes veranlaßte die Römer, in Windisch um 17 nach Chr. ihr Legionslager zu errichten: Von hier aus konnte sowohl nach Norden, gegen die Germanen, als auch nach Osten, ins Gebiet der Räter, vorgegangen werden<sup>1</sup>.

101 nach Chr. – drei Legionen hatten sich unterdessen in Vindonissa abgelöst – wurde nach Eroberung Süddeutschlands die Reichsgrenze nach Norden verschoben und Vindonissa als Garnison aufgegeben.

Neben dem Militärlager muß sich eine zivile Siedlung gebildet haben. Ihre Bevölkerung wird in einer Inschrift tatsächlich erwähnt. Man vermutete bisher dieses Dorf westwärts des Lagers, im ebenen Gelände in der Nähe des Forums und des Amphitheaters. Aber die Grabungen ergaben hier nur vereinzelte Hinweise auf zivile Bauten. Auch die Beobachtungen in jüngster Zeit – Technikums- und Bezirks-schulareal – brachten nur dürftige Ergebnisse. So wird man der Mei-

---

\* Über den Chor der Windischer Kirche soll nach Beendigung der Restaurierungsarbeiten an den Fresken und nach Einfügung des Farbenfensters von Felix Hoffmann in den nächsten Neujahrsblättern berichtet werden.

nung, die Römer hätten die alte helvetische Siedlung hinter dem sogenannten Keltengraben auf dem späteren Kirchhügel und auf dem gegen die Reuß abfallenden Gelände bestehen lassen und als ihr *vicus* ausgebaut. Dort lassen sich Bauten zivilen Charakters aus römischer Zeit nachweisen. Und warum soll nicht das mittelalterliche Unterwindisch, zum Beispiel die Häuserzeilen an der Ländestraße, aus dem römischen *vicus* erwachsen sein?

Nach 260 wurde der Rhein erneut Reichsgrenze und über unser Land sollten unsichere Zeiten hereinbrechen. Damals wurden wieder Truppenteile nach Vindonissa verlegt und das alte Legionslager neu befestigt. Aber wahrscheinlich war das eine Fehlrechnung, denn ein System von Wehrgräben, die sich über die Ostumwallung des Lagers hinwegsetzen und den Kirchhügel abriegeln, besagen doch eindeutig, daß das Gebiet des Legionslagers aus dem ersten Jahrhundert aufgegeben wurde, weil es jetzt für die Verteidigung zu groß war. Man beschränkte sich darauf, die nun bedeutender gewordene Zivilsiedlung auf dem Geländesporn zu befestigen, was nicht ausschloß, daß das Lagergebiet eine gewisse Besiedlung (u. a. Industriebetriebe) aufnahm. Als *Castrum Vindonissense* begegnet uns Windisch in spät-römischen Quellen<sup>2</sup>.

Es ist ein sehr wichtiges Resultat neuerer Bodenforschung, immer wieder Nachweise erbracht zu haben, daß die Christianisierung in unserem Lande sich über die römischen Landstraßen vollzogen hat. Man findet immer wieder früheste Kirchen in römischen Kastellen. Hier haben sich die ersten christlichen Gemeinden gebildet. Wenn im 6. Jahrhundert für Windisch Bischöfe bezeugt sind, muß eine christliche Gemeinde bestanden haben und ein Haus, in dem sie sich versammelte, eine frühchristliche Kirche. – Wir stehen am Beginn der Windischer Kirchengeschichte<sup>3</sup>.

Diese ist in verschiedener Hinsicht unklar trotz eingehender Forschung. Wo lag das Zentrum kirchlichen Lebens, wo stand die Bischofskirche?

Bis vor kurzem nahm man als selbstverständlich an, die Reste dieser Kirche müßten unter der heutigen Dorfkirche gefunden werden und hoffte, daß archäologische Untersuchungen den Beweis erbringen würden. Dann wurde aber 1956 auf Oberburg das Haus Schatzmann, Försters, abgerissen. Im Bauschutt fand man sakrale Architekturstücke. Dr. R. Moosbrugger datiert sie in seinem Bericht ins 7. Jahrhundert<sup>4</sup>.

Trotzdem er sagt, die Steine könnten von der Bischofskirche zu Windisch stammen und hieher verschleppt worden sein, kam die feststehende Ansicht, die Bischofskirche habe im spätrömischen Kastell gestanden, dadurch etwas ins Wanken. Welches Gewicht dem frühmittelalterlichen Gräberfeld zwischen Schürrain und Lindhofstraße beigemessen werden darf, ist wohl nicht leicht zu beurteilen, könnte aber auf die Bedeutung Oberburgs hinweisen.

In der außerordentlichen Kirchgemeindeversammlung von Windisch am 1. März 1964 wurde beschlossen, die Dorfkirche innen und außen zu restaurieren, und der Gesellschaft Pro Vindonissa wurde der Auftrag erteilt, in der Kirche Untersuchungen vorzunehmen. Sie wurden vom Bund, vom Kanton und von der Kirchgemeinde finanziert. Es wurde eine Grabungskommission bestellt. Als eidgenössischer Experte amtete Dr. H. R. Sennhauser aus Zurzach. Die örtliche Grabungsleitung wurde dem Schreibenden anvertraut.

Mit welcher Sorgfalt ans Werk gegangen wurde! Sehr behutsam wurde der zuletzt benützte Fußboden herausgebrochen, um darunter ja nichts zu zerstören. Wir trafen sehr folgerichtig auf Bauschutt; auf Bauschutt mit Resten der barocken Kirchenausstattung. Man weiß: 1897 mußte die Gipsdecke und aller barocker Zierrat einer Neugotik Platz machen.

In der Nordwestecke begannen wir tiefer zu graben und gerieten in schwarze humöse Erde, wie man sie vor der Kirche, im Friedhof, ebenso antrifft. Als wir aus der schwarzen Erde römische Keramik und Tierknochen kistenweise sammelten und schließlich eine einfache römische Feuerstelle herauspräparierten, fanden wir doch, daß die Geschichte, in die wir mit Pickel und Schaufel eindringen wollten, unvollständig sei: Es fehlte die frühe christliche Zeit. Die Grabung schien eine rein römische Untersuchung zu werden, allerdings im Gebiet des noch wenig erforschten spätrömischen Castrums, was dennoch auf überraschende Resultate hoffen ließ.

Da die Untersuchungen einfacher als vorausgesehen erschienen, konnte eine größere Zahl von Arbeitern eingesetzt werden. Doch nur vorübergehend; denn was zwischen barockem Schutt und natürlicher Bodenoberfläche, in fast mannstiefen Gräben zum Vorschein kam, ergab schließlich eine vielfältige Auswahl möglicher Siedlungsspuren aus frühchristlicher Zeit.

Wir fanden vor der südlichen Schiffsschulter und im Chor einen

Hypokaustboden, d. h. einen Mörtelboden mit Abdrücken von Tonpfeilerchen. Die Umfassungsmauern dieses Raumes fehlten vollständig. Die Steine sind geraubt worden. Dieser heizbare Raum zeichnet sich durch eine Eckapside aus. – Wieviele Interpretationsmöglichkeiten eine Eckapside offen lässt! Es könnte ein kleines römisches Bad gewesen sein. Kleine Bäder gab es nicht nur in Villen, sondern auch in dorf- oder kleinen stadtähnlichen Siedlungen. Eigentümlicherweise trifft man gerade bei Bädern auf architektonische Grundrißformen, die über das nur Zweckmäßige hinausgehen. Und es ist weiter merkwürdig, wie die kirchliche Architektur des Mittelalters sich am ehesten von der Bäderarchitektur ableiten lässt. – Noch während unserer Untersuchungen wurde in Kaiseraugst von Prof. R. Laur etwas sehr Ähnliches ausgegraben, ein Bau, der als frühchristliche Anlage zu deuten ist<sup>5</sup>. Diese Feststellungen veranlaßten uns später, auf der Außenseite des heutigen Chores weiter zu graben. Doch verfolgen wir vorläufig andere Siedlungsspuren.

In der Mitte des Kirchenschiffes fanden wir einen erhaltenen, von Norden nach Süden verlaufenden Mauerrest; ein nicht gerade sorgfältig erbautes Kalksteinfundament. Dicht daneben, auf der Nordseite anschließend, interpretierten wir eine Steinäufung als umgeworfenen Mauerteil. Es war möglich, diese Nord-Süd-Mauer mit dem Hypokaustraum in Verbindung zu setzen, denn beide haben gleiche Baurichtung; zudem konnte ja der Hypokaustraum nicht isoliert für sich bestanden haben. Tatsächlich fanden wir zwischen der Nord-Süd verlaufenden Mauer und dem Hypokaustraum Erdverfärbungen, die verbindende Mauergruben darstellen mußten; der Zusammenhang war nur wieder durch Versturzmaterial schwer zu erkennen. Zu unserer Überraschung konnten wir später, an dieser Stelle tiefergrabend, keine Mauergruben mehr nachweisen. Vielmehr ergab sich aus den Erdverfärbungen eine viereckige, mit Pfostenlöchern umrandete Grube von 3,75 auf 2,65 m Größe. Beim damaligen Stand der Grabung wußten wir mit diesem Tatbestand sehr wenig anzufangen, denn wozu diente eine Kellergrube neben einem Badegebäude? Die Nord-Süd verlaufende Mauer läßt sich aber aus stratigraphischen Überlegungen als eventuelle Umfassungsmauer des Hypokaustbaues erklären.

In tieferen Erdschichten zeigten sich erneut einfache, aus Dachziegeln hergerichtete römische Feuerstellen; eine ähnliche wurde schon erwähnt. Solche Feuerstellen waren, wie wir es aus dem Legionslager

kennen, ebenerdig angelegt. Im Südteil der Kirche konnten wir aus überaus spärlichen Resten einen Backofen rekonstruieren. Ferner entdeckten wir, über die ganze Grabung verteilt: Balkengräben, Pfostenlöcher und Gruben verschiedenster Größe und Form.

Wie müssen wir uns die Balkengräben erklären? Es blieben von Holzbauten Schwellbalken im Boden, die sich in der säuberlich präparierten Grabungsfläche als braune Striche abzeichneten, verlehmtes Holz also. Wir stellen uns Riegelbauten vor, die stehenden Hölzer auf Schwellbalken verzapft, die Wände mit Ruten geflochten und mit Lehm verstrichen. Auf den heutigen Kirchenbau bezogen, sind einzelne Spuren von Holzbauten, die Feuerstellen, der Backofen und eine Erdabtreppung im Südwestteil der Kirche parallel oder senkrecht orientiert. Andererseits haben wir im Ostteil unseres Grabungsabschnittes, innerhalb und außerhalb der Kirche, vor allem einen größeren Holzbau von mindestens 19 Meter Länge und 9 Meter Breite – die doppelte Balkenspur beim Chorstrebepfeiler darf dazu genommen werden – mit schräger Orientierung. – Leider verrieten die einzelnen verstreut auftretenden Pfostenlöcher kein System, aus dem wir bauliche Details hätten ablesen können.

Schließlich die Gruben: Wir fanden muldenartig flache Gruben, aber auch tiefe mit steilen Wänden. Deren Bestimmung ist meist nicht eindeutig erklärbar. Sie könnten gewerblichen Zwecken gedient haben oder zum Kühlhalten von Vorräten. Wer weiß, vielleicht wurde an der Stelle lediglich Baumaterial – Lehm und Kies – herausgeholt. Sicher haben sie oft erst in zweiter Verwendung als Abfallgruben gedient. Ein schönes Beispiel einer solchen Abfallgrube wurde in der Nordhälfte des Kirchenschiffes systematisch untersucht, aus ihr stammt der im Jahresbericht der Gesellschaft ProVindonissa 1964 von Dr. H. R. Wiedemer und W. Kramer beschriebene Offiziersorden, wohl der schönste Kleinfund, der in unserer Grabung gemacht wurde<sup>6</sup>. – Die Bedeutung eines 7 Meter langen, Nord–Süd verlaufenden tiefen Grabens westlich des Hypokaustes bleibt gänzlich rätselhaft.

Die eben beschriebenen Untersuchungen in der Kirche, die ungefähr fünf Monate dauerten, konnten am 20. August 1964 abgeschlossen werden. Ergänzende Sondierungen erfolgten ein Jahr später. Am 2. November 1965 wurde in der Nordostecke des Friedhofes ein weiterer Sondierschnitt ausgehoben.

Dabei gingen wir von folgenden Überlegungen aus: Die Kirche

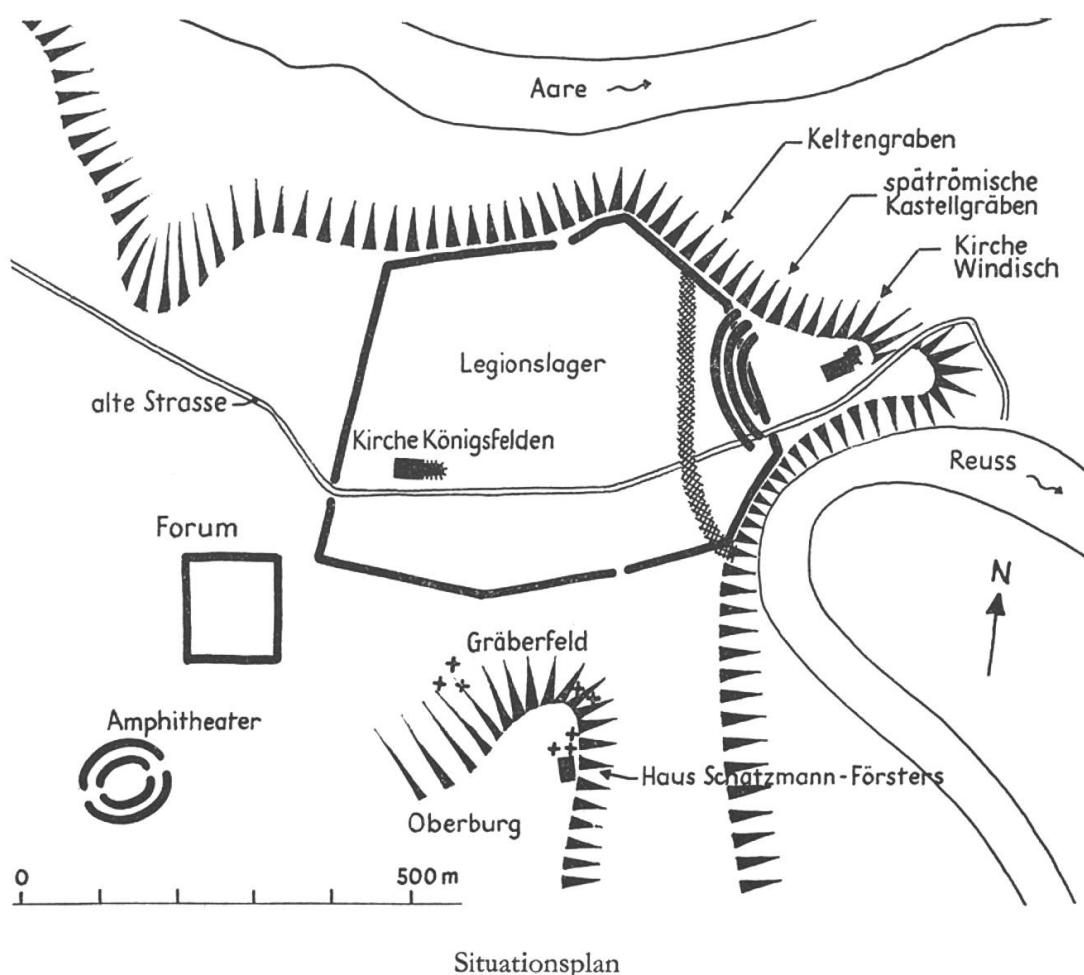
von Windisch steht auf ebenem Gelände. Auf der Ostseite liegt das außerhalb der Friedhofmauer anschließende Terrain merklich tiefer. Mittels der Friedhofmauer ist hier eine Terrassierung bewerkstelligt worden. – Wie alt ist die Friedhofmauer? Ist sie vielleicht der Kern einer alten Kastellmauer? Sie scheint sehr alt zu sein, und eine Kastellmauer hat man bisher noch nicht gefunden.

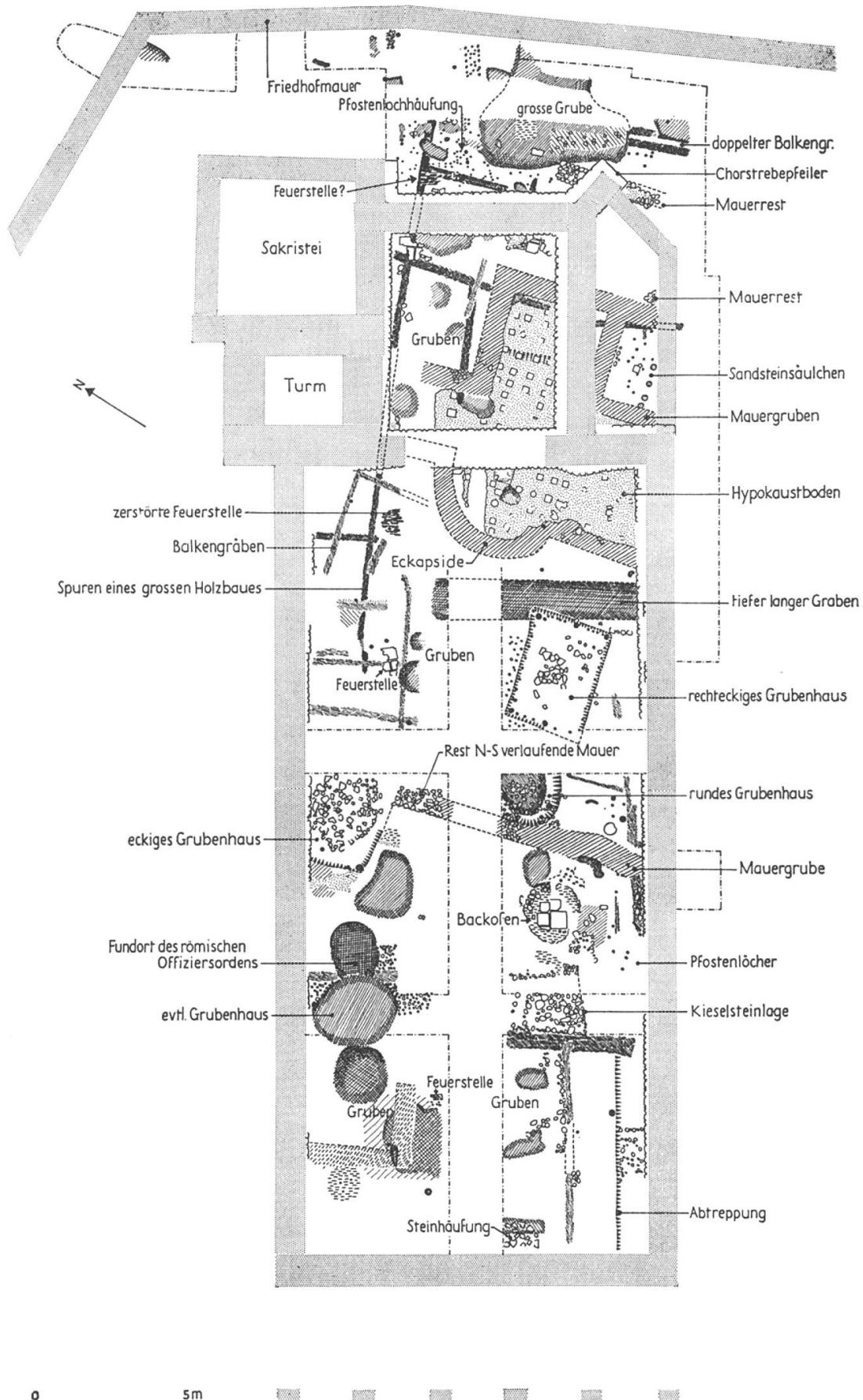
Im Grabungsbezirk zwischen Sakristei, Chor und Friedhofmauer durfte freilich nicht allzuviel erwartet werden; es befinden sich dort alte Gräberfelder. Immerhin fanden wir, nachdem wir die Friedhoferde abgegraben hatten, die Oberfläche des gewachsenen Bodens unversehrt vor; alles was einmal in diese eingegraben war, blieb erhalten, darüber sogar einige Inseln verwühlter Kulturschichten; und im Winkel zwischen Sakristei und Chor-Ostseite fand sich eine arg zerstörte Feuerstelle aus römischer Zeit.

Der Grundrißplan mit den alten Siedlungsspuren erfuhr hier eine wertvolle Ergänzung durch weitere Balkengräben, Pfostenlöcher und Gruben, wovon eine von außerordentlicher Größe war und wohl gewerblichen Zwecken gedient hatte. Ein im Plan eingezeichneter rechteckiger Lehmfleck darf mit der gewerblichen Bestimmung in Zusammenhang gebracht werden. Eine steinige, schuttige Zone, ebenfalls in der Grube, zeugt wohl eher von einem späteren Eingriff.

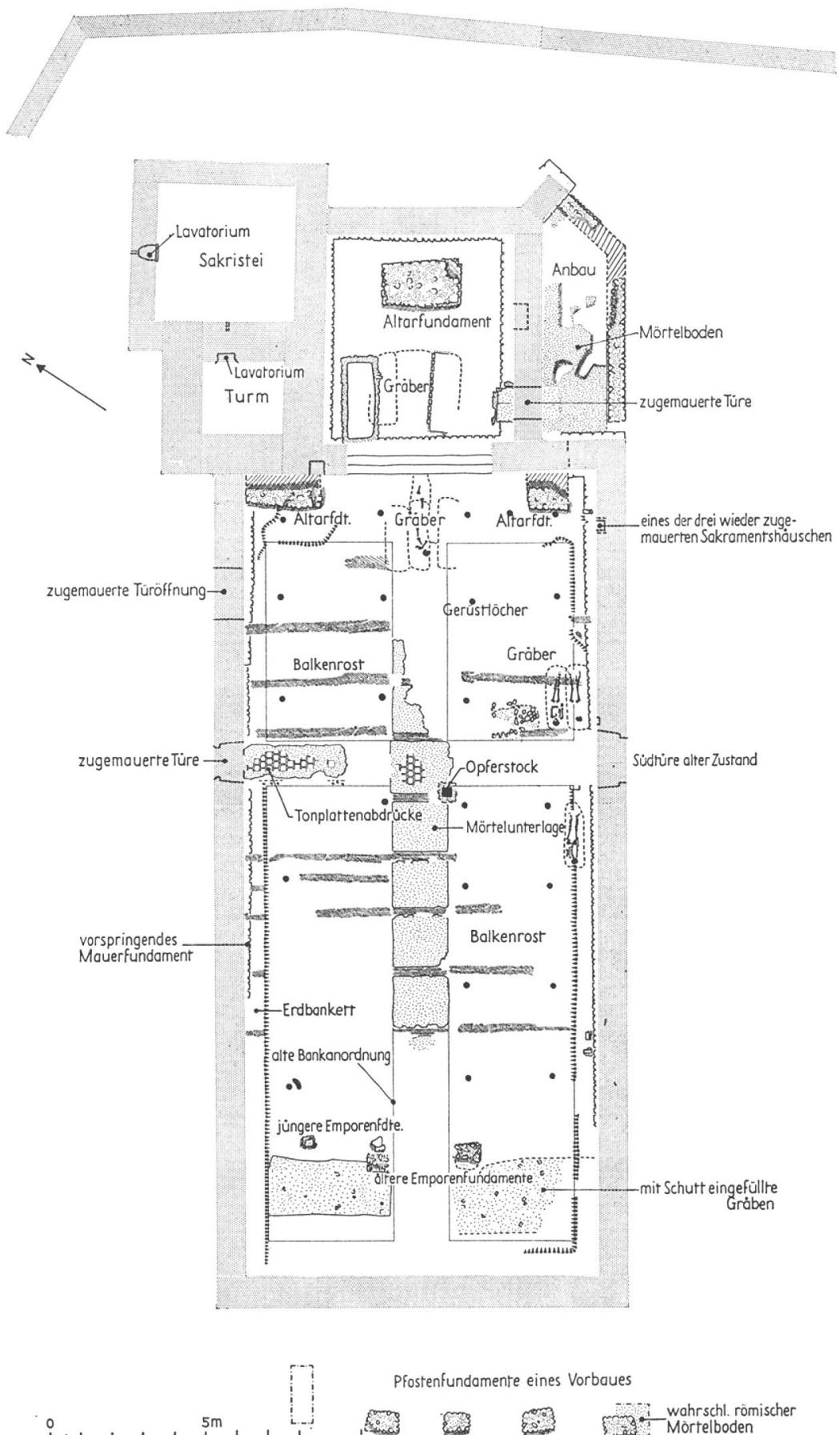
Durch Zufall war nördlich des Chorstrebepfeilers auf dunkler, satter, nicht natürlicher Erde, ein Nord-Süd verlaufender Mauerrest vom Spaten des Totengräbers verschont geblieben. Für uns, die wir heimlich immer noch nach einer Bischofskirche suchten, ein äußerst aufregender Fund. Oder gehörte dieses Mauerstück zu einem älteren Chor der Kirche? Diese Frage beschäftigte uns schon während der Grabung im Kircheninnern. Doch die Fundamente von Chor und Schiff zeigten überhaupt keine Fugen: ein Beweis für die gleichzeitige Entstehung. Nun wurde mit großer Ungeduld auf der Gegenseite des Chorstrebepfeilers gruben, und man fand tatsächlich auf kurze Strecke die Fortsetzung dieser Mauer. Sie hätte in diesem Bereich nach Westen abwinkeln können. Also gruben wir weiter gegen Westen. Zu unserem Erstaunen schlugen unsere Pickel wenig unter der Oberfläche des Bodens auf hartes Gemäuer, das sich rechtwinklig an den Chorstrebepfeiler anschluß und chorseitig verputzt war. Erneut hofften wir, nun doch einen Teil der Bischofskirche gefunden zu haben.

Unterdessen waren die Bauarbeiten am Kirchenäußern beendet, und

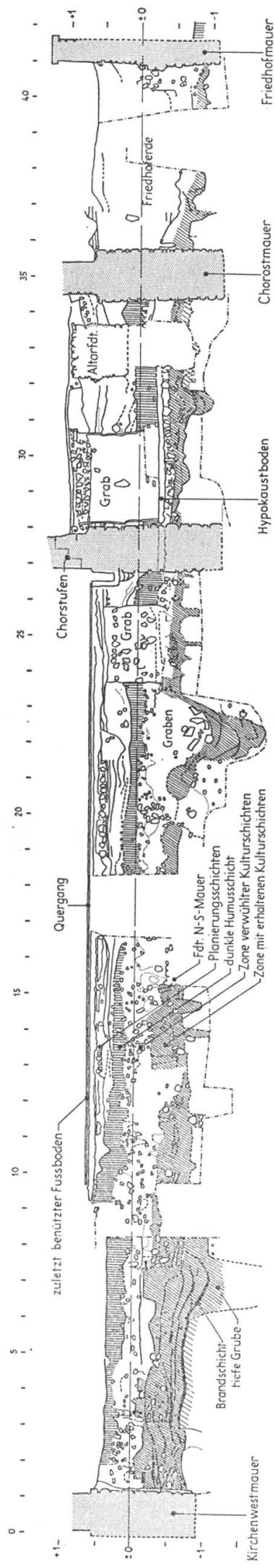




Siedlungsspuren aus der Zeit vor dem Bau der Kirche



Kirchliche Überreste



## Profilplan

das Baugerüst wurde entfernt. Die für uns interessanteste und am meisten versprechende Fläche zwischen der Südseite des Chores und dem bestehenden Gräberfeld – Fortsetzung des Hypokaustbaues – konnte in Angriff genommen werden. Erstes Resultat: Die rechtwinklig an den Strebepfeiler anschließende Mauer gehörte zu einem ärmlichen Anbau zwischen Strebepfeiler und südlicher Schiffsschulter. Er besaß einen Mörtelboden, und eine Türe führte in den Chor; eine Außentüre bestand offenbar nicht. Die große erhaltene Fläche des Mörtelbodens war uns ein Beweis, daß, solange der Anbau bestand, hier nicht bestattet wurde, und daß deshalb unter dem Boden ungestörte ältere Schichten zu erwarten waren. Tatsächlich fanden wir die Fortsetzung des Hypokaustbaues und eine Raumunterteilung innerhalb desselben.

Nebenräume ohne eigene Bodenheizung versuchte man damals auf verschiedene Arten vom Hauptaum her zu erwärmen. Wir begegneten im neu angeschnittenen Raum vier in einer Reihe ausgerichteten Sandsteinsäulchen. Es wäre doch denkbar, daß die Säulchen Balken eines hohl liegenden Holzbodens tragen mußten. Die warme Luft wäre durch eine Lücke in der Trennwand aus dem ersten Hypokaustraum unter den Holzboden des Nebenraumes gelangt.

Tiefer im gleichen Grabungsfeld fanden wir einen Balkengraben und wieder vereinzelte Pfostenlöcher. Besonders erwähnenswert scheint uns aber ein kärglicher Mauerrest unmittelbar östlich des Hypokaustbaues. Er lag wieder auf satter, dunkler, nicht natürlicher Erde wie die zuerst gefundenen Mauerstücke beim Strebepfeiler. Hier wurde ein vorkirchliches Gebäude beim Kirchenbau zerschnitten, später auch durch Gräber zerstört. – Außerhalb des Kirchenanbaues und auf der Südseite des Kirchenschiffes, wo wir Suchgräben anlegten, fanden wir nichts mehr.

\*

Erst die Verarbeitung einer Grabung am Zeichentisch und im Museumskeller ermöglicht vergleichende Beobachtungen. Erst jetzt erkannten wir die Wichtigkeit der Grubenhäuser. An drei Stellen hatten wir im Grundrißplan Steinhäufungen eingezeichnet. Während der Grabung hatten wir sie als umgestürzte Mauern gedeutet, nun erkannten wir sie als Stellen, wo sich Gruben befanden, deren Ränder Pfostenlöcher aufwiesen. Die Anordnung der großen Pfostenlöcher an den Stirnseiten der rechteckigen Grube westlich des Hypokaust-

baues läßt auf Eckpfosten und Firststützen schließen; und die kleinen Pfostenlöcher weisen auf stehende Hölzer für geflochtene Wände hin.

Prof. W. U. Guyan beschreibt in einer in der Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte veröffentlichten Studie solche Grubenhäuser. Wir finden in seiner Arbeit Siedlungsbilder, in denen eckige Formen mit runden Formen zugleich auftreten<sup>7</sup>. Ich möchte nicht daran zweifeln, daß wir in Windisch drei solche Grubenhäuser gefunden haben, zwei viereckige und ein rundes. Und es liegt nahe, die Grube, welche im Plan als eventuelles Grubehaus bezeichnet, als solches zu interpretieren. Diese reichte nicht sehr tief und war ebenfalls u. a. mit groben Steinen aufgefüllt. Es ist möglich, daß die Steinhäufung im Kircheninnern auf der südlichen Seite beim Haupteingang und eine Pfostenlochhäufung außerhalb der Kirche auf der Ostseite des Chores ebenfalls auf solche Grubenhäuser hindeuten.

Andere vergleichende Beobachtungen ließen uns aus den unzähligen Profilaufnahmen einen grundsätzlichen Schichtaufbau der durchgraben Erde erkennen. Es wurde in diesem Bericht schon erwähnt, daß wir zu Beginn unserer Untersuchungen auf schwarze humöse Erde stießen, was uns sehr zu denken gab. Sie läßt sich – wir verweisen auf den abgedruckten Profilplan – deutlich über das ganze Grabungsfeld verfolgen. Gegen Westen finden wir sie an der Oberfläche, gegen Osten senkt sie sich stark ab. Die Fundamentgräben für den Bau der heutigen Kirche wurden in diese Schicht eingetieft, sie ist somit zeitlich unmittelbar vor den Kirchenbau anzusetzen. Im Grabungsbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1964 wird folgerichtig die Behauptung aufgestellt, die Kirche müsse in ein offenes, nicht besiedeltes Feld gestellt worden sein<sup>8</sup>.

Um beim Bau der Kirche einen ebenen Fußboden zu bekommen, wurden ostwärts beträchtliche Auffüllungen erforderlich. Das Umgelände um die Kirche ist ebenfalls gleichzeitig planiert worden.

Unter der humösen dunklen Erdschicht, die künstlich aufgeschüttet worden sein muß, fanden wir einen steinigen Abbruchhorizont. Verlassene Siedlungsplätze müssen einst wahre Abbruchwüsteneien gewesen sein, Plätze, auf denen man sich alles noch Brauchbare holen konnte. Holz, vor allem aber Steine. Manches blieb natürlich liegen. Unter diesem Abbruchhorizont folgt eine Zone verwühlter Kulturschichten. Noch tiefer, über dem gewachsenen Boden, finden sich vollständig erhaltene Kulturschichten. An alten Siedlungsplätzen beob-

achtet man meistens ein Ansteigen der Bodenoberfläche. Das Niveau hob sich im Laufe der Zeit zum Beispiel durch das Anlegen neuer Böden, aber auch durch das Ablagern von Abraum aus Herdstellen und Öfen. Allerdings können auch ganze Kulturschichten fehlen. Der Mörtelboden unseres Hypokaustraumes mit den Abdrücken von Tonpfeilerchen war lediglich der Heizboden dieser Anlage. Der eigentliche Fußboden lag rund einen Meter höher. Der römische Fußboden muß einmal mindestens das Niveau des heutigen Kirchenbodens gehabt haben. Bei der Einplanierung des Geländes muß die spätömische Kulturschicht beseitigt worden sein.

Aus den verschiedenen Erdschichten und Grabungsabschnitten wurden von den Arbeitern 238 Fundkomplexe zusammengetragen, vor allem – Knochen, Metallgegenstände usw. nicht mitgezählt – dreibis viertausend Scherben zerbrochenen Geschirrs. Eine große Arbeit erforderten das Waschen der Funde, ihre Katalogisierung und zeitliche Bestimmung. Sie lassen sich in die bestehenden Grundriß- und Profilpläne einordnen. Da wo ungestörte Kulturschichten auftraten, zeigten die Funde eine folgerichtige Chronologie und sind lagerzeitlich; die aufgefundenen Scherben gehörten zu Gefäßen, wie sie die 13., die 21. und 11. Legion in Vindonissa im 1. Jahrhundert verwendeten. In den darüber liegenden, gestörten Schichten trat die selbe Keramik wieder auf, hier nun aber gemischt mit späterer Ware aus dem 2. bis 4. Jahrhundert.

Trotz dieser gestörten archäologischen Situation lassen sich aus den Keramikfunden grundsätzliche Schlüsse ziehen. Frau Dr. E. Ettlinger entwirft in ihrem Bericht folgendes Bild<sup>9</sup>: Während des 1. Jahrhunderts muß der Kirchhügel stark besiedelt gewesen sein. Das 2. und 3. Jahrhundert sind nur schwach faßbar. Es dürfte auf eine ebenso schwache Besiedlung hindeuten. Um 300 muß offenbar eine Intensivierung der Besiedlung eingetreten sein.

An sich ergaben die archäologischen Ruinen schon eine gewisse Chronologie. In Verbindung mit der Datierung der Keramikfunde ließ sie sich verfeinern. Es ergibt sich, daß die untersten Siedlungsspuren, die Holzbauten mit den Feuerstellen und dem Backofen aus dem 1. Jahrhundert stammen müssen. Der Hypokaustbau und die eventuell dazugehörende Umfassungsmauer dürfte nach Fundstatistik und stratigraphischen Erwägungen bald nach 260 erbaut worden sein. In den Grubenhäusern, die chronologisch auf die römischen Bauten

folgten, fand man bedauerlicherweise keine Benützungsschichten, so mit auch keine Funde, die eine sichere Datierung ermöglicht hätten. Der Vergleich mit den von W. U. Guyan publizierten Siedlungsbildern wurde schon gezogen; Guyan datiert sie in die Zeit der Völkerwanderung. – Vielleicht müßten wir zeitlich hier als nächst Jüngeres denjenigen Bau einreihen, dessen eine Fundamentmauer man beim späteren Bau der Kirche mit dem Chorstrebepfeiler durchschneiden mußte.

Schließlich folgt auf dem untersuchten Areal als allerjüngster Bau die heutige Kirche, deren Schiff, Chor und deren Turm in seinen untern Stockwerken um 1300 gleichzeitig erbaut worden sein müssen. Soweit wir die schönen, meist vorspringenden Fundamente untersuchen konnten, waren sie – es wurde oben schon erwähnt – untereinander im Verband. Die Vermutung S. Koprios, der Turm könnte römischen Ursprungs sein, wird durch diese Tatsachen widerlegt<sup>10</sup>.

Zum ursprünglichen Bestand der Kirche gehörten sicher die von uns freigelegten Altarfundamente, dasjenige eines freistehenden Hochaltars im Chor und die Fundamente von Seitenaltären im Schiff, zu beiden Seiten des Chorbogens. Zu jedem Altar gehörte ein in die Kirchenwände eingebrochenes Sakramentshäuschen. Diese wurden aber wieder zugemauert.

Der einfache Kirchenbau hat im Laufe der Jahrhunderte keine großen Veränderungen mehr erfahren, er war für seine Zeit wahrscheinlich recht groß. – Im allgemeinen wurden Kirchenböden oft erneuert. In Windisch blieben sie offenbar beharrlich auf etwa gleichem Niveau, denn zwischen dem zuletztbenützten Boden und den vorspringenden Mauerfundamenten bleibt sehr wenig Spielraum. Die gefundenen Überreste eines wohl späten Fußbodens im Schiff scheinen in ihrer Einteilung ein genaues Vorbild zu sein für den Boden, den wir herausgebrochen haben. Wir finden in genau gleicher Art, durch eine Mörtelunterlage, Mittel- und Quergang betont. Zum Teil blieben in der Mörtelunterlage Abdrücke von Tonplättchen erhalten. Die auf der Nordseite in der Ofennische entdeckte Seitentür führte in den erwähnten Quergang. Die den Wänden entlangführenden Seitengängchen waren durch leicht erhöhte Erdbankette markiert. Die Balken, die den Holzboden unter den Bänken zu tragen hatten, durchschnitten die Erdbankette und die Mörtelunterlagen. Ein hölzerner Opferstock, dessen vermorschtes Ende im Boden blieb, da wo sich Mittel- und Quergang treffen, dürfte mit dem beschriebenen Boden in Zusammen-

hang stehen. Dagegen sind die in regelmäßigen Abständen auftretenden Löcher Überbleibsel eines Baugerüstes von 1897.

Von den jüngeren Emporenfundamenten wurden nur die zwei nördlichen in den abgedruckten Plan eingezeichnet. Einer älteren Empore waren offenbar nur zwei Pfosten unterstellt, was zwei stärkere Fundamentklötze beidseits des Mittelganges bezeugen.

Im Chor ließen sich keine älteren Böden feststellen. Doch der alte Verputz der Wände führte tiefer als in jüngster Zeit notwendig gewesen wäre. Vor der Tür, die in den südseitigen Anbau führte, waren Trittplatten; eine gemauerte Unterlage bewies das. Der Boden des oben beschriebenen Anbaues lag tiefer als der Boden im Chor. Man mußte vom Chor her einige Stufen niedersteigen. Die Stufen selber aber fanden wir nicht.

In der Kirche Windisch fanden wir eine kleine Zahl von Gräbern. Früher durften Pfarrherren und Personen höheren Standes in der Kirche bestattet werden. Die Gräber sagen aber oft gar nicht viel aus, wenn Beigaben fehlen. Die im Grabungsbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1964<sup>8</sup> erwähnten zwei mittelalterlichen Silbermünzen, Brakteaten, geprägt in Zürich und Zofingen – aus der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert – und der silberne Fingerring, der auf der inneren und äußeren Seite folgende Inschrift aufweist: CAS(BAR) BALT(ASAR) MELCH(IOR) AVE (MARIA?), und dessen Knopf ein Johanniterkreuz führt, stammen lediglich aus einer Grabeinfüllung und können keiner bestimmten Bestattung zugewiesen werden. Unsere Gräber konzentrierten sich auf drei Stellen. Im Chor, vor dem Hauptaltar, fanden wir u. a. zwei gemauerte Grabbauten. Eine andere Begräbnisstätte lag vor den Chorstufen. Und eine dritte links und rechts der südlichen Seitentüre. Nur zwei Skelette waren vollständig erhalten. Alle andern Bestattungen müssen einmal gewaltsam zerstört worden sein. Es ist erstaunlich was der Anthropologe aus den spärlichen Resten ablesen konnte<sup>11</sup>. Im Schiff müssen gesamthaft neun Männer und fünf Frauen begraben worden sein, und im Chor sechs Männer; wahrscheinlich Pfarrherren.

Vor der Restaurierung verließ man die Kirche durch das Hauptportal über zwei Stufen. Der Kirchenboden lag tiefer als der Vorplatz. Diese Stufen wurden entfernt und der Vorplatz tiefer gelegt. Dabei stieß man auf Pfostenfundamente eines alten Vordaches, das sich über die ganze Stirnwand der Kirche erstreckt haben mußte.

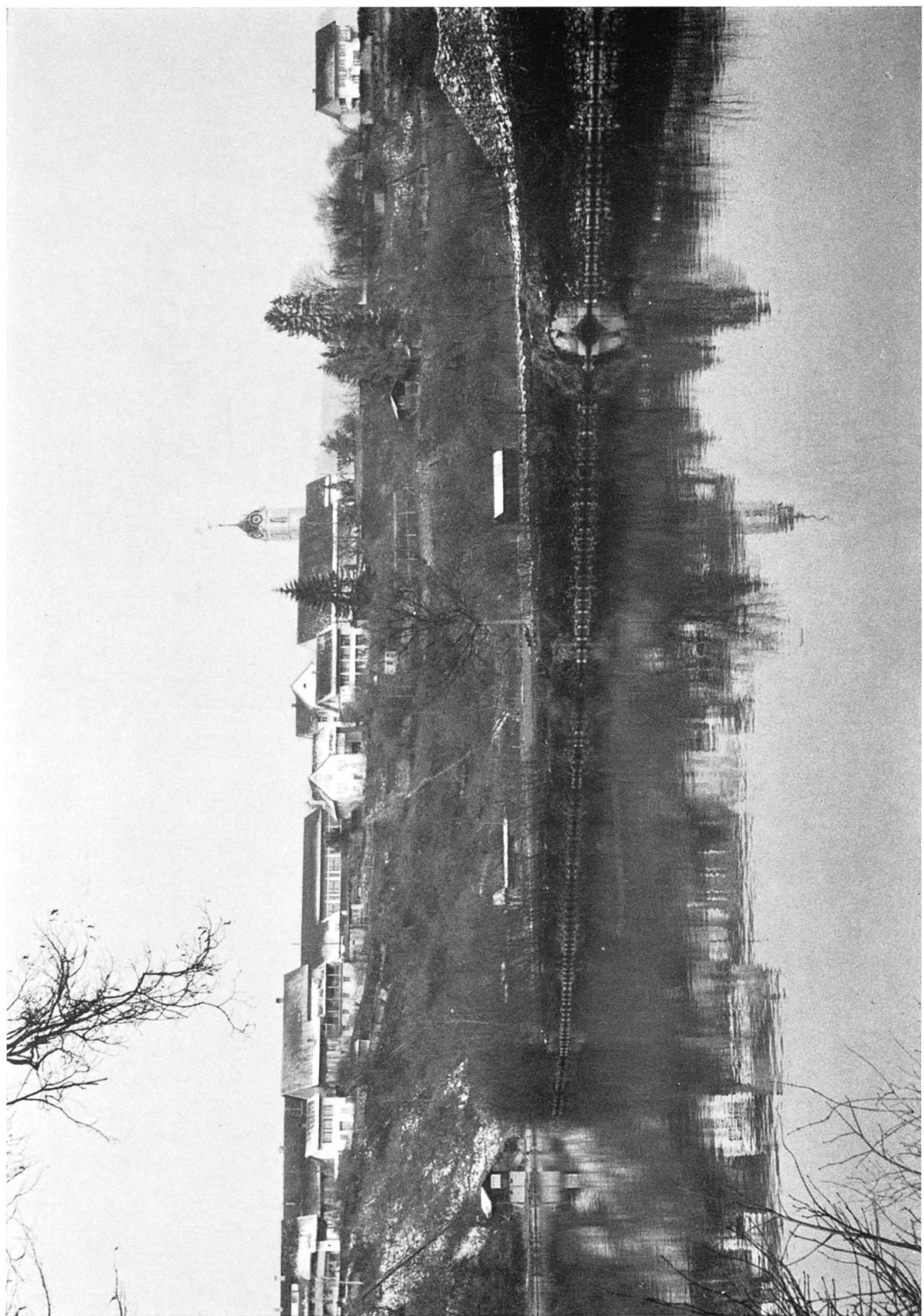
Von den vier gefundenen Pfostenfundamenten lag das äußerste auf der Südseite, axial vor der Südwestecke des Kirchenschiffes, das dritte und vierte Fundament axial zu den Türgewänden des Portals. Bei der Rekonstruktion wurden die alten Fundamente benutzt.

- <sup>1</sup> *F. Staehelin*, Die Schweiz in römischer Zeit (1948), p. 130.
- <sup>2</sup> *R. Laur-Belart*, Grabungen der Gesellschaft Pro Vindonissa im Jahre 1934, *Anzeiger für schweiz. Altertumskunde*, Heft 3, 1935, p. 161.
- <sup>3</sup> *B. Ita*, Antiker Bau und frühmittelalterliche Kirche, Arbeiten aus dem Hist. Seminar der Universität Zürich (1961), p. 13.
- <sup>4</sup> *R. Moosbrugger*, Frühmittelalterliche Architekturfragmente von Windisch-Oberburg, *Jb. GPV* 1958/59, p. 5.
- <sup>5</sup> *R. Laur-Belart*, Frühchristliches Baptisterium mit Bad in Kaiseraugst, Ur-Schweiz, XXIX 2–3, 1965.
- <sup>6</sup> *H. R. Wiedemer, W. Kramer*, Ein römisches Glasmedaillon mit Metallrahmen aus der Kirche in Windisch, *Jb. GPV* 1964, p. 38 ff.
- <sup>7</sup> *W. U. Guyan*, Die frühmittelalterliche Siedlung von Osterfingen, *Zeitschrift für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte*, 11, 1950, p. 193 ff.
- <sup>8</sup> *O. Lüdin*, Die Ausgrabungen von 1964 in der Dorfkirche Windisch, *Jb. GPV* 1964, p. 20.
- <sup>9</sup> *E. Ettlinger*, Die Keramikfunde aus der Kirche Windisch 1964, *Jb. GPV* 1964, p. 32.
- <sup>10</sup> *S. Koprio*, Windisch zur Zeit des Mittelalters, p. 101.
- <sup>11</sup> *W. Scheffrahn*, Anthropologische Notizen zu den menschlichen Skelett-funden aus der Kirche Windisch 1964, *Jb. GPV* 1964, p. 45.

---

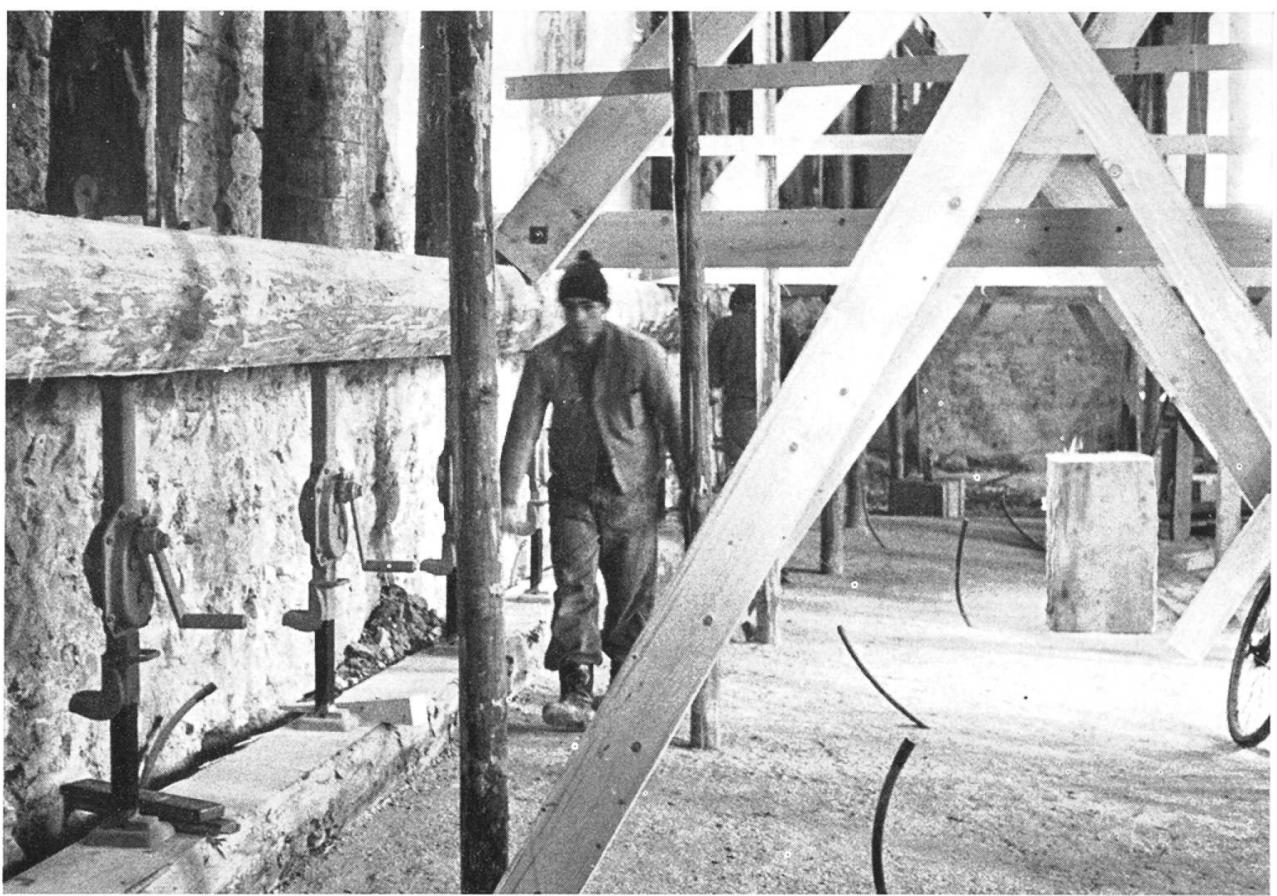
#### *Reformierte Kirche Windisch*

- Abb. 1. «Kirchhügel» von der Reuß aus.
- Abb. 2. Innenraum mit romanischen und gotischen Fenstern vor Absenkung der Decke auf die in der Abbildung erkennbare romanische Mauerhöhe.
- Abb. 3. Absenkung des auf ein kastenartiges Gerüst gestellten Dachstuhles mit Hilfe von Winden.
- Abb. 4. Südliche Außenseite des Kirchenschiffes mit den romanischen und gotischen Fensteröffnungen, wie in Abb. 2, vor der Absenkung des Daches.
- Abb. 5. Einsetzen der fehlenden romanischen Fenster in die gotischen Fensteröffnungen. Das Dach und die südliche Seitentüre sind bereits den romanischen Fenstern angepaßt.
- Abb. 6. Romanisches Fenster auf der Nordseite des Kirchenschiffes mit ursprünglicher Bemalung der Leibungen. Vor der Restaurierung.
- Abb. 7. Detail aus der in Abb. 6 dargestellten Bemalung. Vor der Restaurierung.
- Abb. 8. Fratze aus einem südseitigen Fenster. Vor der Restaurierung.
- Abb. 9. Einzig erhaltene Szene aus dem jüngsten Gericht an der Eingangswand der Kirche. Nach der Restaurierung.  
Aufnahmen von Oskar Lüdin, ausgenommen Abb. 6, die von Franz Klaus gemacht wurde.





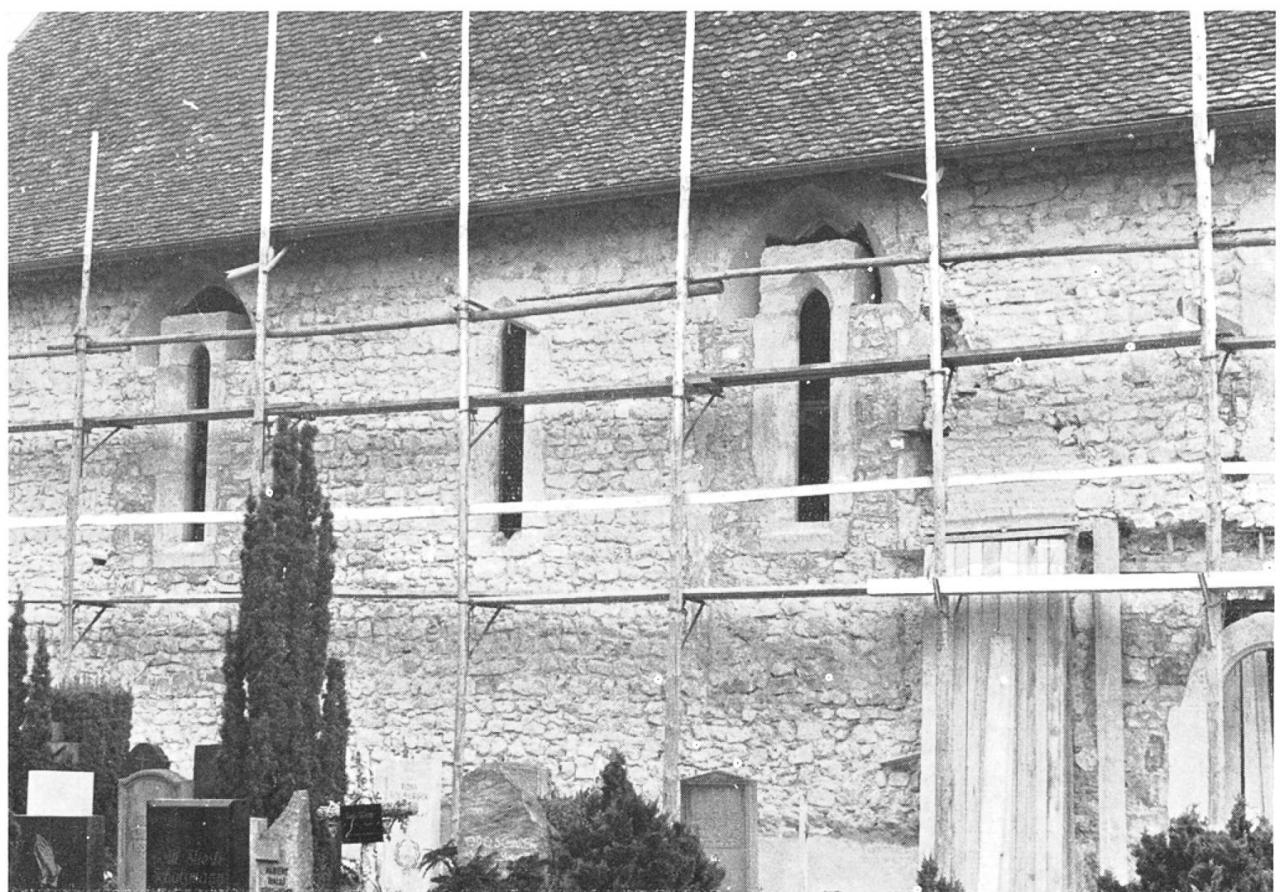
2



3



4



5

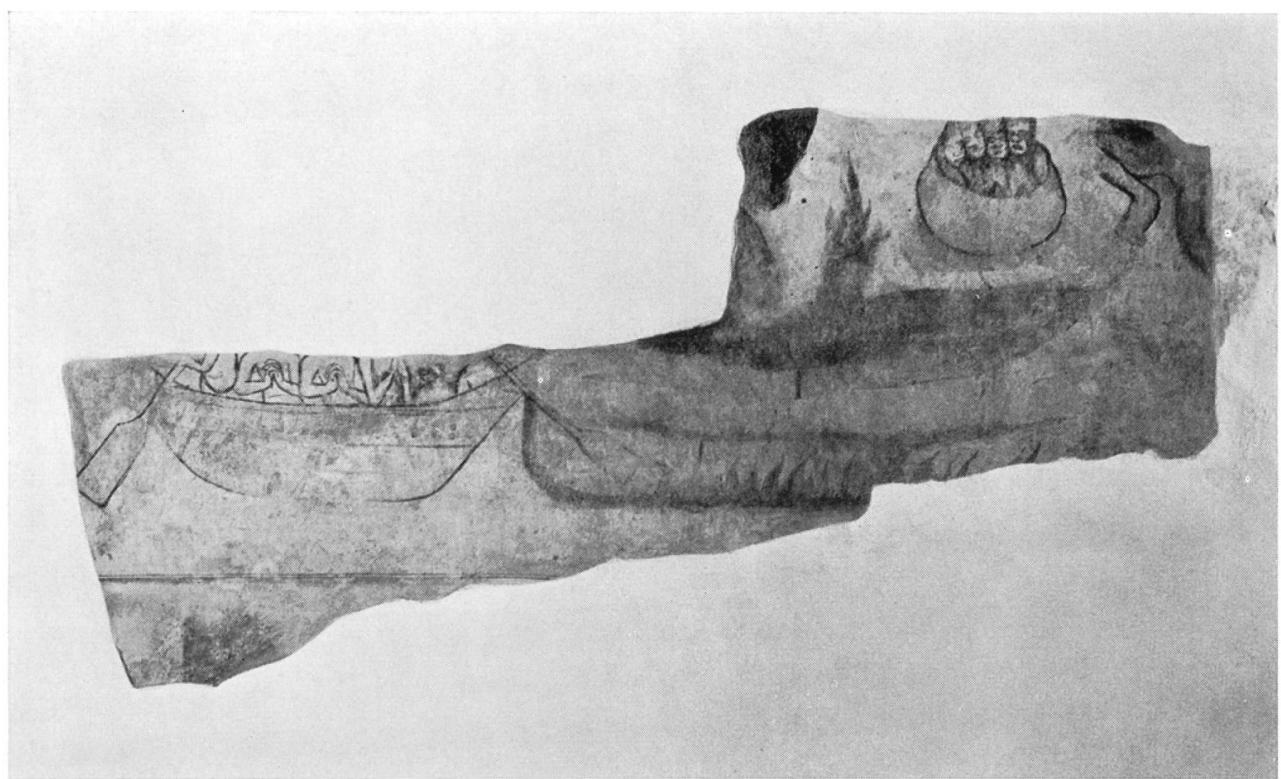




7



8



Hinweis: Das Brugger Tagblatt (Jahrg. 65, Nr. 188) veröffentlichte am 14. August 1964 einen Aufsatz von *A. Lüthi* unter dem Titel: Wo stand die Kirche der Bischöfe von Windisch? Und in den Brugger Neujahrs-Blättern 1966 erschien ein Aufsatz von *M. Banholzer*: Vindonissa als Bischofssitz (p. 30 ff.).

*Oswald Lüdin*

## Bericht der Aargauischen Denkmalpflege

Mit der im vergangenen Jahr vollendeten Restaurierung der Kirche zu Windisch hat ein in mancher Hinsicht höchst interessantes Werk seinen Abschluß gefunden. Sie wurde unter Aufsicht der Eidg. Kommission für Denkmalpflege (Experten *Prof. Dr. Emil Maurer* und *Kantonsbaumeister Karl Kaufmann*) und der Aarg. Denkmalpflege (*Dr. Peter Felder*) restauriert. Projekt und Bauleitung besorgte *Architekt Paul Hintermann*, Rüschlikon. Die Bauherrschaft, die reformierte Kirchgemeinde Windisch, war durch eine Baukommission unter dem Vorsitz von Walter Müller, Lehrer, vertreten.

Was vor Beginn dieser Restaurierung durch Quellenforschung bekannt war, ist, aus der Feder von *Prof. Maurer* stammend, im zweiten Aargauischen Kunstdenkmälerband über die Bezirke Lenzburg und Brugg (1953) zusammengefaßt (S. 455 ff.).

«Von der frühchristlichen Kathedrale, die schon um 400 bezeugt ist, sind bisher keine Überreste gefunden worden. Sie mag innerhalb des spätrömischen Castrums, etwa an der Stelle der heutigen Kirche gestanden haben. Eine nach Lesart und Deutung umstrittene Martins-Inschrift könnte eine Bauurkunde der Kirche sein; demnach wäre ein Neubau der Martinskirche als Stiftung eines Bischofs Ursinos und eines Detibaldus im 8./9. Jh. anzunehmen. Im Spätmittelalter lautet das Patrozinium freilich auf die Muttergottes.

Das heutige Gotteshaus wurde um die Wende des 14. zum 15. Jh., also zur Blütezeit des Klosters Königsfelden, neu errichtet, wohl unter Benützung älterer Langhausmauern. Als Sakristei diente das Turmuntergeschoß; der größere Sakristeiraum, im Winkel zwischen Chor und Turm, mag nach Ausweis der Rippen- und Türformen noch im 15. Jh. entstanden sein. Zu unbestimmter Zeit erfuhr das Schiff eine Erweiterung nach Westen. 1642 Erhöhung und Barockisierung des Turms, wohl durch den Mägenwiler Steinmetzen Bernhard Dölling,

den Baumeister des Schlosses Kasteln. 1772 «kostbare Reparation». Im 18. Jh. flache Gipsdecke. Nach 1770 Arbeiten am Turm. 1804 und 1897 weitgehende Renovationen, 1949 Erneuerung des Äußern.»

Die Beschreibung des Zustandes von 1935 folgt anschließend und lautet:

«Im Grundriß schließt an den großen längsrechteckigen Saal des Schiffes ein eingezogener, fast quadratischer Chor; seine Nordflanke ist vom Turm und von der nach Norden und Osten vorspringenden Sakristei besetzt. Beide Nebenräume – die ältere (im Turm-Erdgeschoss) und die neuere Sakristei – sind mit dem Chor durch Türen verbunden. Das Schiff ist außen glatt verputzt und liegt als schlichter Kubus unter Satteldach; ebenso der Chor, dessen First tiefer verläuft. Die Fenster – zwei im Chor und je drei in den beiden Längswänden – sind einfache Spitzbögen mit schrägen Leibungen und Bänken. Das Schiff ist betretbar im Süden durch eine Rechtecktür mit Sturzbekrönung und im Westen durch einen gefaßten Spitzbogen, dem ein Vorzeichen mit zwei toskanischen Säulen und Walmdach vorgelegt ist. Schmuckformen trägt allein der schlanke Turm; wie in Aarau, Zofingen, Gränichen und Schinznach sind spätgotische und barocke Motive in Einklang gebracht. Das steinsichtig verputzte Mauerwerk zeigt Eckquaderung. Zwei Kaffgesimse rahmen das Glockengeschoß, das nach jeder Seite mit einem zweiteiligen Maßwerkfenster offen steht; als Lanzettenabschlüsse rund- und spitzblättrige Kleeblattbögen, darüber Dreipaß, Fischblase oder kleine Flamboyant-Motive. Die barocken, mit Obelisken geschmückten Uhrgiebel tragen geschweifte Rahmungen, die in Wasserspeier auslaufen. Inschriften und skulptierte Wappen erinnern an den Aufbau im Jahre 1642. Gegen Südosten bemalte Steinstatue eines mit Hellebarde und Schwert bewehrten Berner Bären, der – wohl gegen Baden – die Zunge herausstreckt. Ein schlanker Zwiebelhelm bekrönt den Turm. – Im Innern bietet sich das Schiff als ein nüchterner Saal. Flache neugotische Balkendecke, im Westen Orgelempore aus dem 19. Jh. Wände glatt verputzt und getüncht. – Hinter gefaßtem Spitzbogen öffnet sich der um drei Stufen erhöhte Chor. Sein spitzbogiges Gewölbe wird getragen von einfach gekehlten Rippen, die auf Rundstäben und verschieden profilierten Spitzkonsolen aufsetzen. Den skulptierten Schlussstein schmückt eine mit Eichenlaub umrankte bärtige Blattmaske. Ins Turmerdgeschoß führt eine flachgiebige, mit einer Kehle gerahmte Tür, in die Sakristei

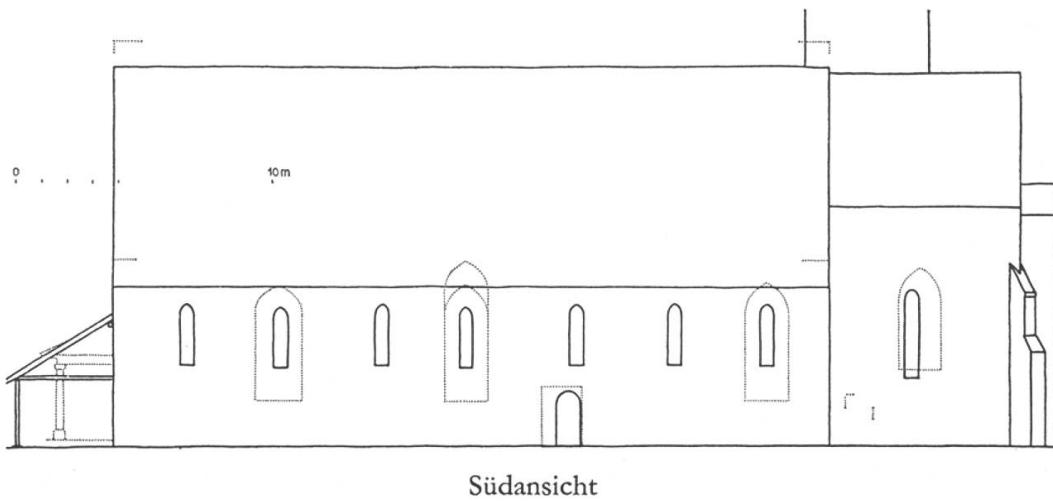
ein doppelt gekehlter Kielbogen. In der Nische des abgeschroteten Sakramentshäuschens auf der Nordseite ist heute die Martinstafel eingelassen. In der Sakristei Kreuzgewölbe mit gekehlten Rippen auf Eckkonsolen; im Turmerdgeschoß gotisches Lavatorium.»

Den Bauarbeiten voran gingen Untersuchungen am Bauwerk, die als Grundlage für die Planung der Restaurierungsarbeiten dienen mußten. Anfänglich richteten sich die Erwartungen hauptsächlich auf die frühchristliche Bischofskirche, deren Spuren man innerhalb und eventuell auch außerhalb der heutigen Umfassungsmauern anzutreffen hoffte. Der Bericht von O. Lüdin gibt über Ergebnisse und Enttäuschungen in dieser Hinsicht bei den archäologischen Untersuchungen Auskunft. Entsprachen die Ergebnisse der Bodenforschung nicht den Erwartungen, so wurden diese dagegen bei der Erforschung des aufgehenden Mauerwerks weit übertroffen: Auf der *ganzen* Länge des Schiffes fand man romanische Fenster, vier zu beiden Seiten. Anstelle der neueren Fenster müssen ursprünglich ebenfalls kleine romanische bestanden haben, so daß wir auf sieben Fensterachsen in regelmäßigen Abständen kommen. Wohl waren schon früher einige romanische Schlitzfenster bekannt, schreibt doch Lehrer *Samuel Koprio* in seiner Arbeit *Windisch zur Zeit des Mittelalters* (1911, S. 101): «... noch jetzt treten aus dem Verputz stellenweise die Auffüllungen der alten Öffnungen hervor.» Unseren Augen aber gab wegen des modernen, dick aufgetragenen Verputzes, das Bauwerk seine Geheimnisse nur nach und nach preis. Vorerst wurden wesentliche Partien des Langhauses, die man anfänglich als gotischen Erweiterungsbau ansah, nicht systematisch nach Wandmalereien untersucht, so daß die zuerst entdeckten zugemauerten Fenster im östlichen Teil die in den Kunstdenkmälern zitierte Vermutung zu bestätigen schienen, daß nur dieser, an den Chor anschließende Teil des Schiffes vorgotisch sein müsse.

Diesem Stadium der Erforschung entsprang das erste Restaurierungsprojekt: Man gedachte anstelle der mittleren und vorderen großen Fenster aus gotischer Zeit die sechs ursprünglichen spätromanischen Schmalfensterchen wiederherzustellen, während im hinteren Teil des Schiffes beidseits das bestehende große Fenster bleiben sollte.

Glücklicherweise konnte diese Lösung später beiseite gelegt werden. Unsere Untersuchungen ergaben ja schließlich – was wir oben als Hauptüberraschung schon hervorgehoben haben – selber die allein richtige Lösung mit den sieben romanischen Fensterachsen, nachdem

bei der Empore ein siebtes Fensterpaar entdeckt worden war und sich das Mauerwerk des Schiffes nach dem Entfernen des gesamten Verputzes in seiner ganzen Länge als romanisch erwies. Auch die Höhe des romanischen Schiffes ließ sich genau ablesen, zeigte sich doch etwa ein Meter unter der Mauerkrone eine deutliche Horizontalfuge und darüber eine spätere Aufstockung.



Der Entschluß, den vorgotischen Zustand soweit als möglich wiederherzustellen und zu diesem Zweck das ganze Dach abzusenken, war unter den Fachleuten bald gefaßt. Erfreulicherweise stimmten auch die Kirchgenossen dem Vorhaben mit allen finanziellen Folgen zu. Mit der Freude über die gefundene Lösung trat aber auch eine neue große Schwierigkeit auf: Wo soll die Orgel aufgestellt werden? Durch den Einbau einer Orgelempore hätte der klar gegliederte, schlichte romanische Innenraum viel von seinem ästhetischen und historischen Wert eingebüßt. Es hielt schwer, für die mit 28 Registern geplante Orgel einen Standort zu finden, wo sie sich unauffällig dem Raum hätte einpassen können, ohne dessen strenge Harmonie zu stören. Schließlich wurden die kunsthistorisch-denkmalpflegerischen Gesichtspunkte den liturgischen hintangesetzt, und die Orgel fand ihren Platz an der nördlichen Längswand, wo ihr leider eines der neu entdeckten Schmalfenster geopfert werden mußte.

Die verhältnismäßig schmalen Öffnungen spenden eine stimmungsvolle, wohltuend regelmäßige Helligkeit. Auf den alten Fensterleibungen sind originale romanische Wandmalereien zum Vorschein ge-

kommen, die hinter der Zumauerung unversehrt geblieben sind und nun von Wilhelm Kress sorgfältig gesichert und restauriert wurden. Sie zeigen vor allem Wassermotive, Wellenlinien und Kreise, dann aber auch symbolische Zeichen: Fratzen und einen Fisch. Die anstelle der gotischen eingesetzten Fenster romanischen Formates wurden originalgetreu nach den überlieferten Vorbildern mit Tuffsteingewänden konstruiert, verputzt und an den innern Leibungen bemalt.

Im Gegensatz zum Langhaus bot der Chor keine Überraschungen. Seine Hauptkostbarkeiten, die spätgotischen Wand- und Gewölbe-malereien sind bereits 1897 entdeckt und freigelegt worden. Darüber berichtet *J. R. Rahn* in seiner Arbeit *Die Wandgemälde in der Kirche Windisch* im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1897, S. 77 und 105 ff. (mit Abbildungen), über die Chormalereien vergleiche ferner die in dieser Arbeit nicht abgedruckte Stelle im oben erwähnten Kunstdenkmälerband S. 459f.

Der Kirchenvorplatz wurde tiefer gelegt, und dabei fand man eine Anzahl Sockelfundamente, die eine Rekonstruktion des mittelalterlichen Vorzeichens erlaubte, das sich einstmals über die ganze Giebelseite erstreckte.

Schließlich sei noch über Feststellungen berichtet, die während der Restaurierungsarbeiten gemacht wurden, aber auf die heutige Gestaltung der Kirche wenig Einfluß hatten und zum Teil überhaupt nicht mehr sichtbar sind.

Hinter der neuen Orgel war eine Ofennische, in der ein rundbogiges Türgewände entdeckt wurde. Es diente als Vorbild für die heutige südliche Seitentüre. Zwischen der neuen Orgel und dem Turm konnte eine zweite türgroße, zugemauerte Öffnung festgestellt werden.

Der gotische Bau hatte im Schiff auf jeder Seite drei Fenster, also im gesamten drei Fensterpaare. Es ist eigenartig, daß das hinterste Fensterpaar kein Werksteingewände besaß, währenddem die beiden vorderen aus Sandstein konstruiert waren. Im mittleren Fensterpaar zeigte sich zudem eine weitere Unregelmäßigkeit: Es war ursprünglich höher als die beiden übrigen Paare und wurde später angeglichen.

Das gotische Schiff besaß eine hölzerne Decke, deren spätgotische Friese vom Anfang des 16. Jh. reiche Flachschnitzereien zeigen. (Vgl. *J. R. Rahn, Die Flachschnitzereien der Schweiz*, S. 181 und Abb. S. 190, in der Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Dazu derselbe in der oben erwähnten Arbeit im Anzeiger

für Schweizerische Altertumskunde 1897, S. 165 ff. und *J. Stammler, Die Pflege der Kunst im Kanton Aargau*, S. 89 ff. mit Abb., im 30. Band der *Argovia*, 1903.) Reste dieser Decke befinden sich im Schweizerischen Landesmuseum.

Die ehemaligen Wandmalereien, mit denen der ganze gotische Raum ausgestattet war und die im Bericht Rahns von 1897 wissenschaftlich bearbeitet sind, konnten im Schiff spurenweise unter dem entfernten Verputz wieder verfolgt werden. Sie gaben aber zu wenig Anhaltspunkte zu einer Rekonstruktion. An der Rückwand des Schiffes zeigte sich ein Fragment aus einer Darstellung des jüngsten Gerichtes, die wohl einst die ganze Wandfläche bedeckt hatte. Es wurde restauriert.

O. Lüdin erwähnt in seinem Bericht Stuckfragmente einer barocken Kirchenausstattung. Zugemauerte Schlitze an den Seitenwänden auf Deckenhöhe könnten mit einer barocken Gipsdecke in Zusammenhang gebracht werden. Über Entstehung und Gestalt dieser barocken Ausstattung ist nichts Bestimmtes feststellbar. Die gotische Flachdecke hat ihr wohl weichen müssen.

Die Kanzel von 1665, das einzige alte Ausstattungsstück der Kirche, wurde etwas tiefer gesetzt und die hölzerne Rückwand und der unschöne Holzsockel entfernt. Nach ihrer Restaurierung und Neuaufstellung gibt sie dem romanisch strengen Kirchenschiff eine würdige, festliche warme Note.

Der Chor zeigt folgende Veränderungen: Das kunsthistorisch bedeutende Epitaph für den 1774 verstorbenen Hofmeister Emanuel Gruber (abgebildet im Kunstdenkmälerband S. 458, zusammen mit dem zugehörigen Entwurf von B. A. Dunker im Historischen Museum Bern), erlitt leider vor Baubeginn grobe Zerstörungen und mußte deswegen entfernt werden. Es ist künftig in der Klosterkirche zugänglich montiert. An der Ausbruchstelle kam eine zugemauerte Türöffnung zum Vorschein, die in einen Anbau führte, dessen Fundamente festgestellt werden konnten. Ein im Mauerwerk dokumentiertes schmäleres Fenster in der Mitte der südlichen Chorwand – das bisherige war größer und aus der Achse nach Osten verschoben – wurde rekonstruiert.

In der nördlichen Fensternische der späteren Sakristei (zwischen Turm und Chor), die heute als Pfarrzimmer dient, wurde ein zweites Lavatorium entdeckt. Das erste, längst bekannte, befindet sich im untersten Turmgeschoß, dem ehemaligen Sakristeiraum. (Vgl.

*R. Bosch, in Brugger Neujahrsblätter 1944: Eine rätselhafte Nische im Kirchturm von Windisch, mit Abbildung.)*

Die im Kunstdenkmälerband erwähnte Martinsinschrift wurde aus dem Sakramentshäuschen, wohin sie vor noch nicht langer Zeit verpflanzt wurde, wieder entfernt. Es ist vorgesehen, sie in einem der Nebenräume frei aufzustellen.

Die erforderlichen Ergänzungen unserer Zeit, als wichtigste sind die Holzdecke, die Bestuhlung und die Orgel im Schiff zu nennen, wurden ohne im Detail historische Stile nachzuahmen, auf den überlieferten Zustand soweit abgestimmt, als es ihrer Natur nach möglich war.

Die reformierte Windischer Kirchgemeinde und mit ihr die engere und weite Umgebung darf sich des gelungenen Werkes freuen.

*Ernst Bossert*

## Aus der Baugeschichte

Im Verlaufe der letzten zwei Jahrhunderte wurden an der reformierten Kirche Windisch in den Jahren 1772, 1804 und 1897 durchgreifende Renovationen vorgenommen. Der Wunsch nach einer weitern Gesamtrenovation wurde erstmals wieder im Jahre 1949 anlässlich der Erneuerung des äußen Gewandes laut. Seither meldeten sich immer wieder Stimmen von Gemeindegliedern in dem Sinne, es möchte endlich auch die Innenrenovation an die Hand genommen werden. Andere dringliche Bauvorhaben und nicht zuletzt finanzielle Erwägungen drängten das Anliegen stets wieder in den Hintergrund.

Schließlich erteilte die Kirchgemeindeversammlung vom 25. März 1962 der Kirchenpflege den Auftrag, ein Projekt mit Kostenvoranschlag für die Innenrenovation ausarbeiten zu lassen. Der erforderliche Projektierungskredit wurde gleichzeitig bewilligt.

In der Folge bestellte die Kirchenpflege eine Studienkommission und beauftragte diese, die erforderlichen Vorarbeiten an die Hand zu nehmen. Von Anfang an war man sich allseits bewußt, daß man vor einer großen und verantwortungsvollen Aufgabe stand und daß es vorerst galt, einen bewährten Kirchenbauspezialisten unter den Architekten zu finden, der unser Gotteshaus entsprechend seiner Bedeutung einerseits als Versammlungsort der Gemeinde unter dem Wort und

andererseits als Baudenkmal sach- und stilgemäß zu renovieren im-  
stande wäre. Studienkommission, Kirchenpflege und Baukommission  
besichtigten eine größere Anzahl renovierter Kirchen. Dabei hinter-  
ließen die von Herrn *Paul Hintermann*, Architekt in Rüschlikon, durch-  
geführten Renovationen einen ganz besonders günstigen Eindruck,  
weshalb die Kirchenpflege ihn mit der Ausarbeitung eines Projektes  
für unsere Kirche beauftragte. Weil diese unter Denkmalschutz steht,  
wurde von Anfang an in enger Zusammenarbeit mit der kantonalen  
und eidgenössischen Denkmalpflege geplant und beraten. Bei Son-  
dierungen im Mauerwerk kamen zur allgemeinen Überraschung an  
der Nord- und Südfassade romanische Fenster zum Vorschein, deren  
Anordnung erkennen ließ, daß die an diesen Fassaden bestehenden  
Fenster ebenfalls romanischen Ursprungs sein mußten und in einem  
späteren Zeitpunkt der gotischen Stilform angepaßt worden waren.  
Diese Entdeckung kam dem bestehenden Bedürfnis nach Aufhellung  
des Kircheninnern sehr entgegen, und deshalb wurde die Wieder-  
herstellung der romanischen Fenster vorgesehen, während diejenigen  
im hintern, vermeintlich jüngern Teil des Kirchenschiffes nicht hätten  
geändert werden sollen.

Zufolge der Vermehrung der Fenster wurde auch die Frage der  
Außenrenovation aktuell. Sie hatte sich bereits früher einmal gestellt,  
als an den Außenfassaden große Feuchtigkeitsflecken auftraten. Der  
Außenverputz war derart kalkreich, daß er das Mauerwerk hermetisch  
abschloß und es nicht mehr atmen ließ. Das auf Grund dieser Be-  
funde ausgearbeitete Projekt für die Innen- und Außenrenovation  
wurde von der Kirchgemeindeversammlung am 1. März 1964 mit  
großer Mehrheit gutgeheißen und der notwendige Baukredit von  
Fr. 840 000.— bewilligt.

Vor Beginn der eigentlichen Bauarbeiten wurde der Untergrund im  
Kircheninnern gründlich untersucht. Die Grabungen waren der Ge-

---

Abb. 10. Kirche nach der Restaurierung.

Abb. 11 und 12. Innenaufnahmen vor und nach der Restaurierung.

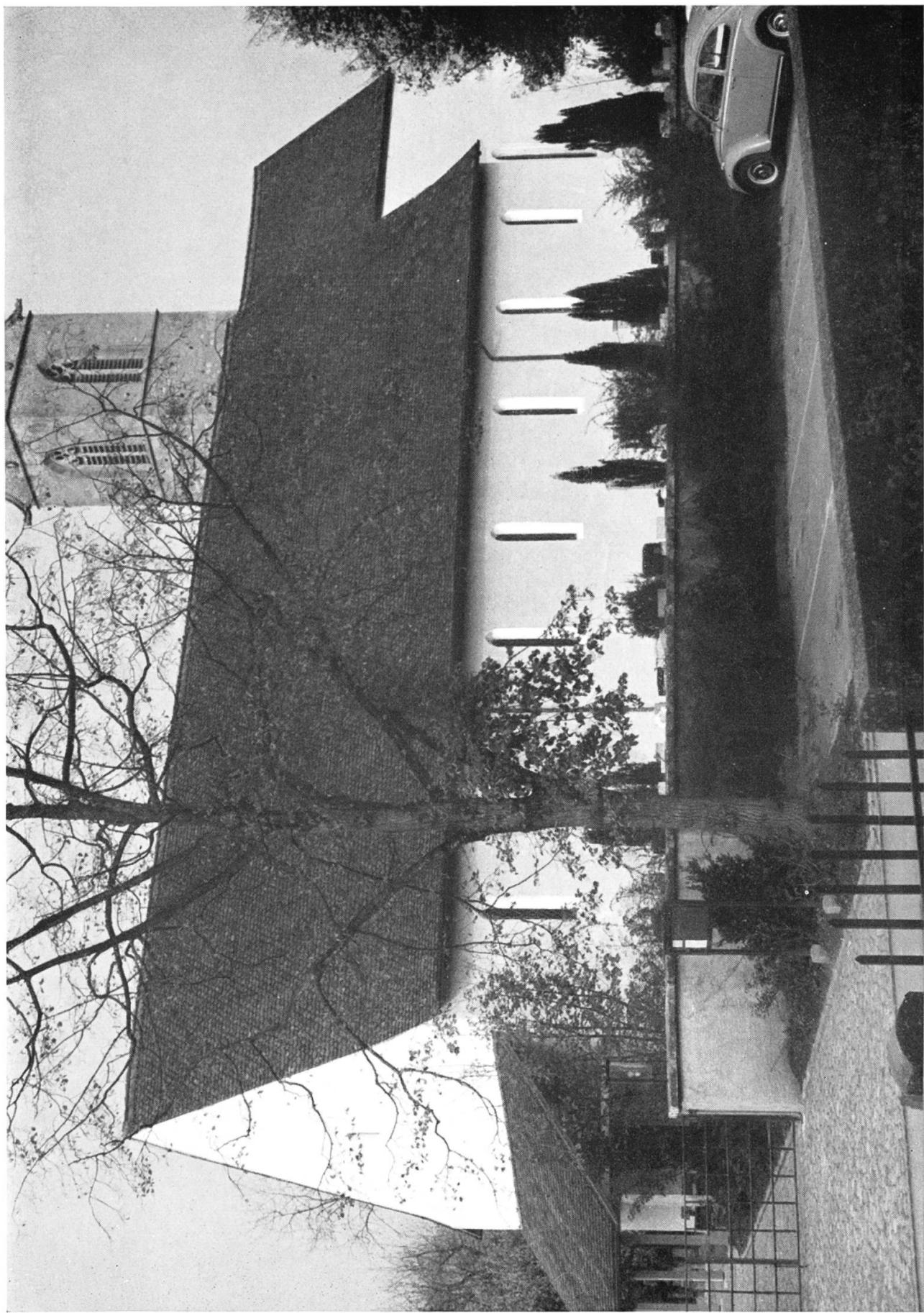
Abb. 13. Neue Orgel.

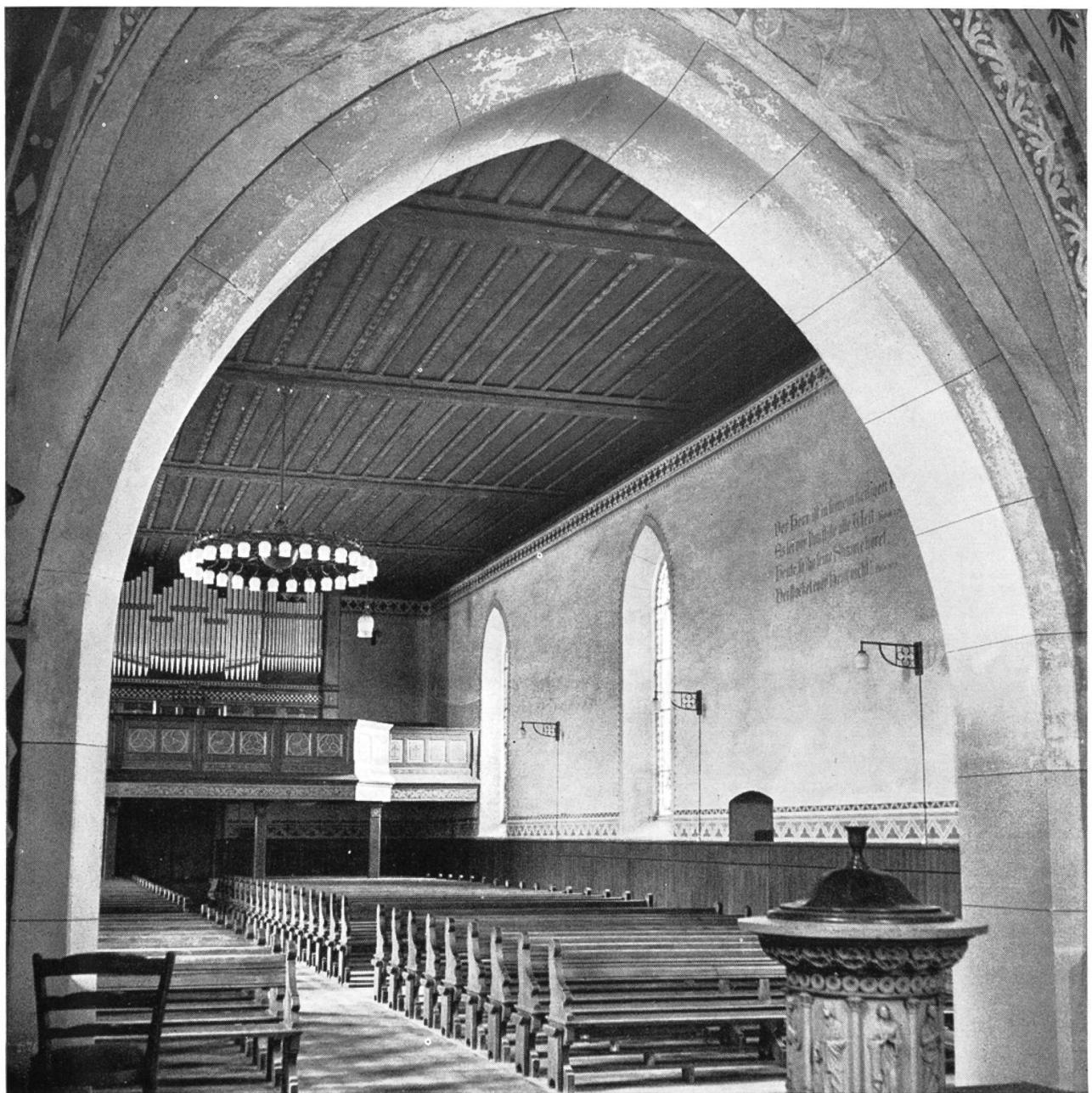
Abb. 14. Die restaurierte Kanzel von 1665.

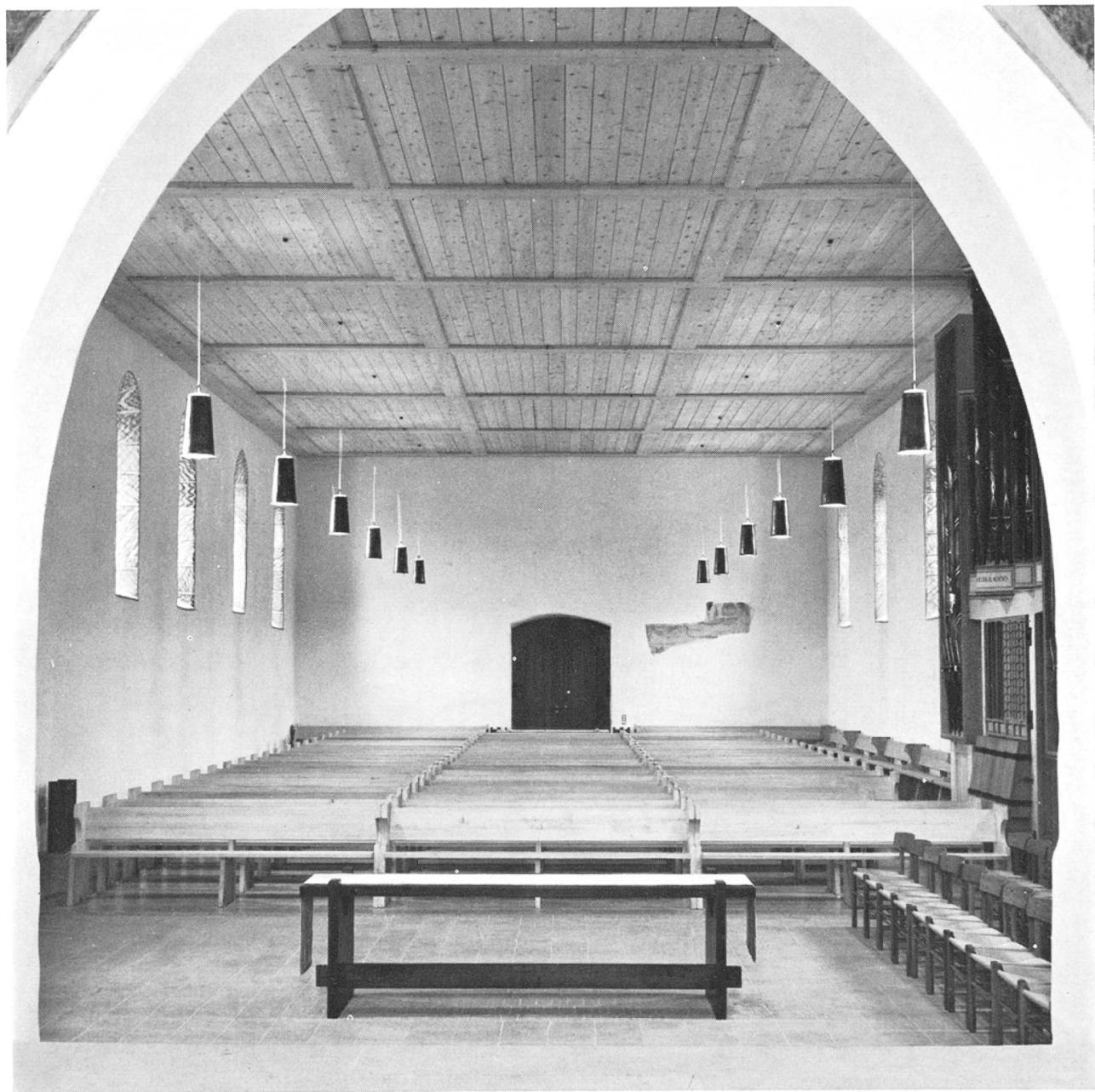
Abb. 15 und 16. Die später angebaute Sakristei vor und nach der Restaurierung.

Abb. 17. Innenaufnahme des restaurierten Kirchenschiffes mit Blick gegen den Chor.

Aufnahme 11 wurde uns von der Kant. Denkmalpflege zur Verfügung gestellt, die Auf-  
nahme 15 wurde von Franz Klaus, Zug, die übrigen von Oswald Lüdin gemacht.



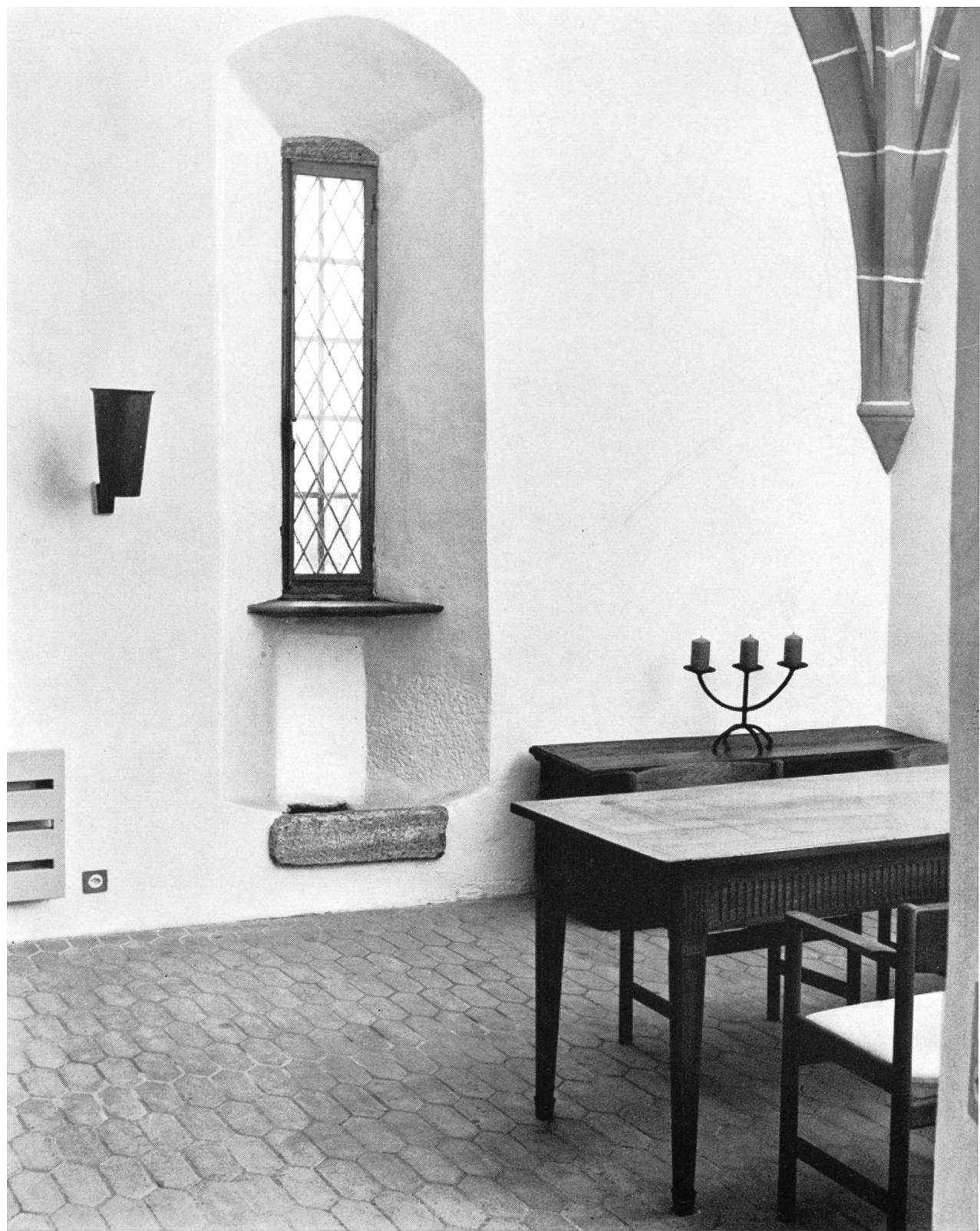














sellschaft Pro Vindonissa übertragen und standen unter der Leitung von Herrn O. Lüdin in Windisch. Auf die Ergebnisse der archäologischen Forschungen wartete man allseits gespannt, hoffte man doch unter anderem, auf Fundamente der mehrfach bezeugten frühchristlichen Kathedrale zu stoßen. Windisch war ja zu Beginn des 6. Jahrhunderts Bischofssitz. Diese Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht, es fanden sich keinerlei alte Fundamente vor. Dagegen entdeckte man Siedlungsspuren aus der Zeit vor dem Bau der Kirche und verschiedene Gräber. Bei der Entfernung des Innenverputzes traten am 20. März 1964 im vermeintlich jüngern westlichen Teil des Kirchenschiffes weitere romanische Fenster zutage. Diese Entdeckung und die Resultate der Boden grabungen bewiesen eindeutig, daß die Kirche bzw. das Kirchenschiff im ausgehenden 13. Jahrhundert in der heutigen Größe als Ganzes und in einheitlichem Stile erbaut worden war. Nachdem dieser Beweis vorlag, drängte sich die Bearbeitung eines Restaurationsprojektes mit einheitlich romanischen Fenstern auf. Damit diese und auch der Chorbogen wieder richtig proportioniert in den Bau eingeordnet werden konnten, mußte die Absenkung der Decke im Innern sowie des Dachstuhles auf die im Mauerwerk deutlich vorgezeichnete spätromanische Höhe vorgesehen werden. Der Verzicht auf den Einbau einer Empore ließ die Schönheit des wohlproportionierten Innenraumes wieder voll sichtbar werden. Die Orgel sollte in der nördlichen Wand des Schiffes Platz finden. Die Kirchgemeindeversammlung vom 29. November 1964 genehmigte dieses zweite Projekt nahezu einstimmig und bewilligte gleichzeitig den erforderlichen Mehrkredit von Fr. 40 000.—.

Ende August 1964 waren die archäologischen Sondierungen im Kircheninnern abgeschlossen, und es konnte mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen werden. Die erste umfangreiche Arbeit bestand im Anbringen einer horizontalen Feuchtigkeitssperre im gesamten Umfassungsgemäuer. Sie war Ende September nahezu abgeschlossen. Es begannen die Vorbereitungen für die wohl schwierigste Operation an unserem Gotteshause, die Absenkung des Dachstuhles um ca. 80 cm. Diese war so gründlich vorbereitet worden, daß sie in der Zeit vom 23.–26. Februar 1965 ohne den geringsten Zwischenfall und ohne jedes Ächzen im Gebälke vonstatten ging. Auf 40 Winden und den mächtigen Stämmen der zur Abstützung verwendeten Schwarzwaldtannen ruhte ein Gewicht von ca. 450 Tonnen!

Im Verlaufe der nun einsetzenden Bauarbeiten gab das Objekt unserer Bemühungen in vornehmer Zurückhaltung noch weitere Geheimnisse preis, so daß das Restaurationsprojekt noch ergänzt werden mußte. Im Interesse einer stilgerechten und konsequenten Wiederherstellung des Gotteshauses mußten so die Westfassade und ihr Vorplatz angepaßt, die Chorstufen und Chorfenster geändert und die Zifferblätter und Zeiger der Turmuhr ersetzt werden. Die Kirchgemeindeversammlung vom 5. September 1965 hatte auch für diese Anliegen volles Verständnis und bewilligte einen weiteren Zusatzkredit von Fr. 70 000.— wiederum praktisch einstimmig.

Parallel mit der Planung für die Restauration der Kirche lief diejenige für eine neue Orgel. Sie war von allem Anfang an in die Bau- und Finanzplanung miteinbezogen worden. Im ersten Projekt hatte der Orgelexperte, Herr Viktor Schlatter, Organist am Grossmünster in Zürich, eine Orgel mit Rückpositiv für die vorgesehene Empore disponiert. Im zweiten Projekt wurde der Einbau des Instrumentes in eine Nische der Nordwand vorgesehen. Die mit dem Bau betraute Firma Neidhart und Lhôte in St. Martin NE hat zwei Jahre nach Vertragsabschluß ein Werk geliefert, über dessen Schönheit und Klang wir uns freuen und das in Fachkreisen große Beachtung und Anerkennung findet.

Am Schluße meiner baugeschichtlichen Betrachtungen stelle ich dankbar fest, daß die gesamte Restauration ohne den geringsten Unfall beendigt werden durfte. Möge nun das in seiner ursprünglichen Schönheit wieder hergestellte Gotteshaus zu einem wirklichen Mittelpunkt der Gemeinde und zu einem Ort des Hörens auf das Wort Gottes werden!

*Walter Müller*

## Auftrag und Lösung bei der Restaurierung

Die Dorfkirche von Windisch präsentierte sich vor ihrer Renovation als ein Bau von einem schwer zu entwirrenden Gemisch von echter und am Ende des letzten Jahrhunderts neu gemachter Gotik. Ihr Äußeres war entstellt durch Zutaten der letzten Renovation. Ihr Inneres umfing den Besucher durch bedrückendes Düster, das durch Änderungen im 16. und im 19. Jahrhundert bedingt war.

Auftrag für den Architekten war es nun, mit Hilfe der Archäologen und der Denkmalpfleger die ursprüngliche Gestalt von Innenraum und äußerer Erscheinung zu erforschen. Alle diese Untersuchungen legten den Grund für die denkmalpflegerische und architektonische Gestaltung der Projekte, die der Gemeinde zur Annahme vorgelegt wurden.

Es ist klar, daß nicht nur denkmalpflegerische und architektonische Gesichtspunkte maßgebend sein durften für die Renovierung des Gotteshauses. Erste Bedingung war es, für die Kirchgemeinde einen Raum zu schaffen, der alles stützt, was die gemeinsame Sammlung zum Erlebnis des Geschehens im Gottesdienst begünstigt. Gleichzeitig galt es auch, die Erkenntnisse der neueren Entwicklungen in liturgischen Fragen auszuwerten. Einen dritten Problemkreis stellten die rein bautechnischen Maßnahmen dar, die durch den schlechten Zustand des Gebäudes bedingt wurden.

Die archäologischen und baukundlichen Untersuchungen ergaben – entgegen der ursprünglichen Vermutungen – daß das Schiff ein einheitliches Bauwerk der ausgehenden Romanik aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ist. Auch fanden sich auf jeder Seite vier der ursprünglichen Fenster, die romanische Mauerkrone der Seitenwände des Schiffes und die ursprüngliche Bodenhöhe des Raumes. Damit waren die Hauptmasse für die Wiederherstellung des Kirchenschiffes gegeben. An Ausstattungsstücken früherer Zeiten war nur die Kanzel von 1665 vorhanden. Diese wurde sorgfältig renoviert, von allen späteren Zutaten befreit, mit einer schlichten Treppe versehen und etwas tiefer gesetzt. In dieser Form wurde die Kanzel wieder für den Gottesdienst übernommen.

Decke, Boden, Bänke, Abendmahlstisch, Opferstöcke, Liedertafeln, Lampen und Orgel mußten neu geschaffen werden und hatten sich in Form, Material und Farbe der Haltung des ganzen Raumes unterzuordnen.

Die Gemeinde ist in einem Blocke von Bänken, ohne trennende Zwischengänge, gesammelt. Auf den Einbau einer Empore wurde verzichtet, um einerseits die ganze, ruhige Schönheit des Raumes voll zur Geltung zu bringen und anderseits die Gemeinde nicht aufzuteilen, sondern gesammelt zu vereinigen.

Das ganze liturgische Geschehen – auch das Musizieren auf der Orgel, mit Chor und Instrumenten – spielt sich im Angesichte dieser

Gemeinde im Kanzel-Abendmahlstischbeirke ab. Für den Chor und die Musizierenden stehen Stühle links vorne im Bereich der Orgel, welche im vorderen Teil der linken Seitenwand aufgestellt wurde. Hier musiziert die Orgel vor und für und mit der Gemeinde; sie vermag an diesem Platze ihre Aufgabe besser zu erfüllen als auf einer Rückempore. Sie ist wirklich und wahrhaftig in der Gemeinde und kann ihr so am besten dienen.

Am Tage ist der Raum durch die vierzehn schmalen, romanischen Fenster mit ihren fröhlich bemalten Leibungen wundervoll gleichmäßig und freundlich beleuchtet. Nachts wird der Raum von zwei Reihen Pendeln ebenso stimmungsvoll erhellt und die neue schlichte Tannenholzdecke schließt den Raum im Halblichte.

Der behäbige, feste Abendmahlstisch wird auch die bronzenen Taufschale tragen.

Orgelprospekt, Leuchter und Opferstöcke sind aus Kupfer gearbeitet. Ganz beiläufig zieren die Orgel einige Symbole, die sich auf das Kirchenjahr beziehen. Das Kanzelbrett wird ein Antependium erhalten, das die pfingstliche Taube tragen wird. Die Wappen der vier Dörfer, welche die Kirchengemeinde Windisch bilden, zieren die vier Opferstöcke.

Der Chor erhielt einen neuen Boden mit drei Stufen aus Muschelkalk und einer beweglichen Bestuhlung, die sich den Gegebenheiten in der Benützung besser anpaßt als starre Bänke.

Im schön gebauten Kreuzgewölbe ist die zarte, gotische Malerei (zeitlich jünger als die Malereien in Leibungen der Fenster des Kirchenschiffes) in ihrer ganzen Schönheit wieder hergestellt worden. Leider konnte die Malerei der Chorwände nur fragmentarisch gefunden und gerettet werden.

In der ehemaligen Sakristei, die vor der Renovation als Kesselraum und Kohlenkeller für die Dampfheizung benutzt wurde, entstand das Pfarrzimmer. Dieser Raum konnte in besonders schöner Art wiederhergestellt werden und wurde für seine Zwecke mit altem Mobiliar versehen. Er soll den Predigern und Musikern zur letzten Sammlung vor ihrem Dienste dienen – aber auch für seelsorgerliche Gespräche im Anschluß an den Gottesdienst und für Besprechungen zwischen Pfarrern und Kirchenpflege zur Verfügung stehen.

Das Erdgeschoß des Turmes (die alte Sakristei) dient heute dem Sigristen als Abstellraum.

Die Untersuchungen an der Westseite der Kirche ergaben Anhaltspunkte dafür, daß der Vorplatz früher auf gleicher Höhe lag wie der Boden des Kirchenschiffes, in das man vor der Restaurierung eine Stufe hinuntersteigen mußte. Der Vorplatz wurde nun auf das ursprüngliche Niveau abgesenkt und zugleich die Zugänge zu Friedhof und Kirche getrennt und ein neuer, sauber gepflasterter Platz mit geräumiger Vorhalle auf ganzer Breite des Kirchenschiffes geschaffen.

Vorhalle und Kirchenschiff wachsen behäbig aus dem Boden, bewacht und von weitem über Reuß und Aare hinweg sichtbar gekennzeichnet vom schlanken gotischen Turme mit seinem eleganten Barockhelme, auf dessen Süd-Ost-Ecke der stolze Berner Bär mit Hellebarde und Schwert bewehrt und roter Schärpe und goldener Kette geziert, seine lange rote Zunge gegen Baden und Zürich ausstreckt.

*Paul Hintermann*

## Gedanken zum Orgeleinbau

Wohl kein anderes Musikinstrument ist in seiner musikalischen, technischen und bildlichen Gestaltung so vielfältig wie die Orgel. Es versteht sich ja, daß bei den verschiedenen Größen und Formen der Kirchen und den wechselnden akustischen Gegebenheiten nur ein Werk «nach Maß» Aufstellung finden kann und die Wahl eines fertigen Serienmodells nur selten in Frage kommt. In Windisch war es nicht ganz einfach, in Rücksicht auf die bauhistorischen Gegebenheiten eine Lösung zu finden, die sich den architektonischen und liturgischen Forderungen anpaßte.

Daß für die tiefen Baßtöne Pfeifen von erheblicher Länge benötigt werden, entspricht einem Naturgesetz der Tonerzeugung. Eine kleine Orgel auf einer neuen Empore über dem Haupteingang hätte einen logischen musikalischen Aufbau nicht erreichen lassen. Dem Projektverfasser schwiebte eine recht genaue Vorstellung vor, wie seine Disposition der 28 Register, auf zwei Manuale und Pedal verteilt, in Zukunft klingen soll, wie die gesamte Tonstärke sich bei besetzter Kirche auswirkt, die einzelnen Klangfarben sich addieren und mischen. Die gegen 1800 Pfeifen sind ja nicht nur verschieden lang, sie bestehen aus unterschiedlichem Material: Zinn, Kupfer und Holz. Ferner ist ihre Form zylindrisch oder konisch zugespitzt. Dann gibt es noch

Register, in welchen nicht in erster Linie die Luftsäule durch Anblasen schwingt, sondern solche, bei denen dünne Metallzungen den Ton erzeugen. Sie geben einen eher metallischen, charaktervollen Klang, verhalten sich hingegen bei Temperaturschwankungen in der Reinstimmung nicht gleich wie die «Labialen».

Das Problem der Klangeigenschaften wird bei der Orgel noch dadurch kompliziert, daß die Pfeifen ja nicht nur einzeln sprechen, sondern im Zusammenspiel neue, zahlenmäßig fast nicht zu errechnende Kombinationen ergeben. Der Musiker kann sie nach Belieben wählen, muß aber genau wissen, was sinnvoll ist, dem guten Geschmack entspricht oder besser zu vermeiden wäre. In den Orgelstücken findet man selten Hinweise; sie wären auch bei der Verschiedenheit der alten und neuen, mehr romanisch oder germanisch orientierten Instrumente keineswegs allgemein gültig. Zudem kommt es in weitem Maße auf die Kunst des Intonateurs an – in Windisch war es der bekannte französische Meister G. Lhôte – den Pfeifenklang nach Stärke, Ton einsatz und Färbung so zu gestalten, daß ein wirkliches Kunstwerk entsteht. Für den inneren technischen Aufbau und die mechanische Übertragung von den Tasten zu den Ventilen, war der Chef der im Neuenburger Jura seßhaften Firma J. Neidhart verantwortlich. Das System, seit Jahrhunderten erprobt und bewährt, verspricht eine lange Lebensdauer des Instrumentes, was wohl wichtig ist, wenn man weiß, daß vor nicht langer Zeit bauliche Experimente gemacht wurden, die sich nicht bewährten und wieder aufgegeben wurden.

Daß in Windisch die enge und ungetrübte Zusammenarbeit von Behörde, Architekt, Orgelbauer und Sachberater zu einer in jeder Beziehung glücklichen Lösung führten, ist nicht so selbstverständlich, wie man sich denken könnte. Manche Probleme der Aufstellung waren ungewohnt oder fast neu. Nun darf die Gemeinde auf das gelungene Werk stolz sein.

### *Disposition der Orgel*

28 klingende Register, 2 Manuale und Pedal

*I. Manual*

1	Quintatön 16'	6	Quinte 2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '
2	Prinzipal 8'	7	Oktave 2'
3	Rohrgedackt 8'	8	Kleinkornett 3fach 2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '
4	Koppelflöte 4'	9	Mixtur 5fach 1 <sup>1</sup> / <sub>3</sub> '
5	Oktave 4'	10	Trompete 8'

<i>II. Manual</i>	11 Bourdon 8'	16 Sedecima 1'
Brustwerk, schwellbar	12 Gemshorn 8' 13 Prinzipal 4' 14 Rohrflöte 4' 15 Quintatön 2'	17 Zimbel 3fach $1\frac{1}{2}'$ 18 Krummhorn 8' 19 Musette 4'
<i>III. Pedal</i>	20 Präsent 16'	25 Mixtur 4fach $2\frac{2}{3}'$
	21 Subbaß 16'	26 Fagott 16'
	22 Oktavbaß 8'	27 Trompete 8'
	23 Gedacktpommer 8'	28 Singend Kornett 2'
	24 Oktave 4'	
Windladen:	Schleifen. Traktur und Registratur mechanisch.	
Kopplungen:	BW/HW, HW/Ped, BW/Ped als Tritte. Tremulant BW. Freie Kombination durch Drehknöpfe, separat für HW, BW und Ped. Spieltisch in das Gehäuse eingebaut. Hauptbalg und Regulatoren an den Windladen.	
Disposition:	Viktor Schlatter, Zürich	
Gehäuse,		
Prospekt:	Paul Hintermann, SWB Arch., Rüschlikon ZH	
Orgelbau:	J. Neidhart, G. Lhôte (Collaborateur) 1966 Facteurs d'orgues, 2055 Saint-Martin NE	
	<i>Viktor Schlatter</i>	

## Gestaltung des Innenraumes

Die folgenden Ausführungen möchten dem Besucher unserer restaurierten Windischer Kirche einige Hinweise geben, auf Beachtenswertes aufmerksam machen und da und dort einen Deutungsversuch wagen. Wir hoffen, daß nach Abschluß des ganzen Erneuerungswerkes die Fachkundigen das Wort ergreifen und uns über manches Detail genauer informieren werden.

Tritt der Besucher durch das *Hauptportal* ein, dann wird sein Blick wohl zunächst über das geschlossene *Bankgeviert*, das die Gemeinde ineins zusammenfaßt im Hören auf das Wort Gottes, hingleiten nach vorne rechts zur *Kanzel* aus dem Jahre 1665, welche, samt Schall-

deckel etwas tiefer gesetzt und des unnötigen und stilwidrigen Sockels entledigt, immer noch das ganze Kirchenschiff dominiert. Sie steht aber wohlweislich nicht vorne in der Mitte auf der Achse des Raumes, sondern nebenaus gerückt: Die Verkündigung des Gotteswortes ist nicht die Mitte selber, sondern bloß Zeugnis, Hinweis auf den, der allein die Mitte ist: Jesus Christus, der als Herr und Haupt der Gemeinde im Gottesdienst unsichtbar gegenwärtig ist. Der Blick des Betrachters gleitet nun in die Mitte und folgt der Bewegung des schönen Triumphbogens, der jetzt, nach der Deckenabsenkung, wieder wohlproportioniert sich ins Ganze einfügt und Durchblick gewährt in den um zwei Stufen erhöhten, lichthelleren *Chor*. Auch für die reformierte Gemeinde behält der Chorraum seine Bedeutung; er weist, die Verkündigung an ihre Grenze und Verheißung gemahnend, hin auf die Dimension des Ganz-Anderen, für uns nicht Verfügbaren, auf das Eschaton, auf den Kommenden. Solche Sinndeutung des Chores wird uns aber nicht hindern, den Raum schlicht zu bestuhlen und so eine stets bereite Platzreserve für seltenen Grossandrang zu schaffen; aber auch Frühandachten und andere Gottesdienste in kleinem Kreise werden hier den geeigneten Platz finden. Das *Scheitelfenster* gegen Osten ist nun wieder wie ursprünglich mit *Maßwerk* verziert. Der Aarauer Kunstmaler Felix Hoffmann wird dafür ein Farbfenster mit der Darstellung der Auferstehung Christi entwerfen. Bis es vollendet ist, wirkt der Lichteinfall von Osten noch allzu blendend auf die im Schiff Sitzenden. Wir erinnern uns, jetzt im Chorraum stehend, daß die meisten alten Kirchen «geostet», mit dem Chor gegen Osten gerichtet, eben «orientiert» sind. Es wird damit die Tatsache bezeugt: *Ex oriente lux* – das Licht kommt aus dem Osten. Mit anderen Worten: «Das Heil kommt von den Juden» (Joh. 4, 22), «Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte, ist auferweckt worden». Die christliche Gemeinde, im Schiff der Kirche versammelt, ist Eigentum dieses lebendigen Herrn und Hauptes Christus; er hat sie ins Leben gerufen, er erhält sie am Leben, ihm, seinem Reich geht sie entgegen. Deshalb hat diese Ausrichtung des Bauwerks nach Osten ihren guten Sinn. – Nun einiges zu den *Decken- und Wandmalereien im Chor*, deren Restauration zwar, während diese Zeilen geschrieben werden, noch im Gang ist, so daß Abschließendes noch nicht gesagt werden kann. In der Mitte über dem Chorbogen erinnert der große Christuskopf auf einem von zwei Engeln dargehaltenen Schweißtuch an das Leiden und

Sterben des Herrn, an sein ein für allemal dargebrachtes Opfer uns zugut. Dieses große Haupt des gekreuzigten und auferstandenen Pantokrators überblickt und beherrscht, wie mir scheint, alle Figuren des Raumes. «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.» Die Christus-Botschaft wird uns primär bezeugt durch die Apostel (Augenzeugen und Gesandte des Auferstandenen) und Evangelisten; die Embleme der Evangelisten sind ins *Chor-Deckengewölbe* gemalt: Matthäus = Engel, Markus = Löwe, Lukas = Stier, Johannes = Adler. Auf einer mittleren Ebene, unterhalb dieser biblischen, primären Zeugen, sind auf den *Chorwänden* gegen Nord, Ost und Süd Gestalten aus der Kirchengeschichte und Legende zu sehen. An der Nordwand wird nur wenig mehr restauriert werden können, allzuviel ist hier im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden. An der Ostwand finden wir zu beiden Seiten des Scheitelfensters, von links nach rechts: die gekrönte Katharina mit dem Schwert und dem Rädchen in der Linken, ihr gegenüber Magdalena mit dem Salbgefäß; dann rechts Agnes mit dem Lämmchen und der Palme, dann Verena mit dem Kamni. An der Südwand finden sich die Fragmente von Darstellungen des heiligen Georg und des heiligen Martin. Der Kranz dieser Gestalten aus der Vergangenheit soll wohl bedeuten: Die Botschaft vom fleischgewordenen Gottessohn will nun sozusagen auch Fleisch werden in den Menschen, will in ihrem Glauben und Leben Gestalt gewinnen. Solche bewährte Gläubige der Vorzeit werden hier der Gemeinde vor Augen gestellt: «Ihrem Glauben folget nach!» Zum Beispiel der heilige Martin: Er teilt mit dem frierenden Bettler, da er gerade nichts anderes bei sich hat, seinen Mantel. «Siehe, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen.» Nun aber nochmals zurück ins *Schiff* der Kirche! Die Botschaft von Christus, der die Gemeinde ruft, gründet, stärkt und erhält ins ewige Leben, muß immer wieder neu auf Grund der Heiligen Schrift ins Heute übersetzt, verkündet werden. Von der *Kanzel* und der unter dem Wort versammelten Gemeinde sprachen wir schon. Dicht neben der Kanzel aber, vorn im Schiff, mitten vor dem sich öffnenden Chorbogen, auf gleichem Boden wie die versammelte Gemeinde, steht der *Sakramentstisch*, wo Taufe und Abendmahl gespendet werden, das sichtbare Wort neben dem verkündigten Wott. Den massiven Nußbaumholztisch wird ein bronzenes Taufbecken zieren, das an den Abendmahlssonntagen natürlich den Geräten des heiligen Mahles Platz machen wird. Die vier *Opferstöcke*,

verziert mit den vier Gemeindewappen (Windisch, Hausen, Habsburg und Mülligen), sind weggerückt von Türen und Türpfosten, etwas in den Raum hineingestellt; was ein wenig daran erinnern mag, daß das Kirchenopfer eigentlich in den Gottesdienst hineingehört, nicht an den Rand hinaus: «Kollekte am Ausgang.» Etwas vom Interessantesten, was das Kirchenschiff aufweist, sind die bemalten *Laibungen* der spätromanischen kleinen *Fenster*, die nunmehr das Tageslicht so gleichmäßig und gerecht verteilt in den Raum hineinspenden. Was in den Laibungen original unter späterem Verputz und Füllmaterial hervorgekommen ist, wurde in etwas kräftigerer Farbe restauriert; was analog ergänzt wurde, in etwas blasserem Farbton. Ganz köstlich präsentiert sich der Fisch im Mittelfenster der Nordseite. Das Fischmotiv taucht übrigens mehrmals auf und war wohl hier nicht im Sinne des altchristlichen Ichthys-Symboles gemeint. Eigenartig berühren uns zunächst die etwas grobschlächtig gemalten Dämonen- und Teufelsfratzen, die einen plötzlich da und dort in den Laibungen anglotzen. Was wollen sie wohl bedeuten? Woran sollen sie die hier drin versammelte Gemeinde gemahnen? Dieses ganze Teufelsgelichter ist, nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift, zwar durch den Sieg Christi gewiß gestürzt, entmachtet, gebunden; die Hauptschlacht ist geschlagen; niemand und nichts kann Christus den Sieg streitig machen und ihm die Seinen entreißen. Aber – «wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle!» So am Rande, so in allerhand Rückzugsgefechten, so als Störefriede, die noch ein wenig zum Fenster hinein spuken dürfen, sind diese düsteren Gesellen noch da und treiben ihr Unwesen. Sie können der Gemeinde, solange sie unterwegs ist und also noch nicht am Ziel, immerhin bös zusetzen, ihr Niederglagen, Leid, Weh und Angst verursachen; aber sie haben nur noch kurze Frist. – Wenn die hier im Kirchenschiff versammelte und geborgene Gemeinde zurückblickt, entdeckt sie hinter sich, an der *Westwand*, in einem Fragment noch ein Stücklein Jüngstes Gericht und läßt sich damit erinnern, welcher Gefahr und Verlorenheit sie durch die gläubige Zuwendung zu Christus entronnen ist. Ich vermute, daß die ganze Westwand, wie es in vielen alten Kirchen noch zu sehen ist, ursprünglich eine umfassende Darstellung des Weltgerichtes darbot; durch den später erfolgten Einbau einer Empore ist wohl das Ganze zerstört worden, und nur das kleine Fragment ist uns geblieben. Offengestanden, ich bedaure es nicht; denn in den oft dramatischen

Darstellungen des Weltgerichtes kommt mehr das Wunschdenken und die Ideologie einer allzufrüh triumphierenden Kirche zum Ausdruck als der von der Bibel bezeugte und verheiße Sieg der Gnade; der Weltrichter ist ja der, der sich selbst für die Welt verloren gab.

Noch ein Wort zu den Figuren und Symbolen auf dem *Orgelprospekt* (d. h. Orgel-Vorderansicht). Man muß zuerst, bevor man für die Details näher tritt, etwa vom Südpörtchen aus, den Orgelaufbau als Ganzes ins Auge fassen, die Meisterschaft, die Sachkenntnis und das Anpassungsvermögen des Architekten einen Moment bewundern. Treten wir jetzt näher! Der linke Pedalturm weist mit dem Stern und dem Palmsonntags-Esel auf den Advent des Retters, auf Inkarnation und Einzug in Jerusalem hin. Der Mittelturm des Hauptwerks erinnert mit Mondsichel (Nacht des Verrats), Petrus-Hahn (Verleugnung) und Kette (Gefangennahme) an die Passion Christi; die Schmetterlinge links und rechts weisen, als alte Ostersymbole, bereits auf die Auferstehung hin. Vollends der rechte Pedalturm: er zeigt die Ostersonne. Was soll hier der Hase? Nein, nicht der läppische «Osterhase» als heidnisches Fruchtbarkeitssymbol kann hier gemeint sein! Der Hase taucht in der mittelalterlichen Kunst gern als Gottessymbol auf; selten fehlt er auf den Schöpfungsbildern; häufig sind drei Hasen auf einem Bild zu sehen; sie sind ein Symbol der Trinität, des Gottes, der allezeit wacht («Der Israel behütet, schläft noch schlummert nicht»), der alles sieht und alles hört. Man vergleiche auch das Bild von Albrecht Dürer «Die heilige Familie mit den drei Hasen» und von Martin Schongauer: «Jesus nach der Versuchung.» Aber – ganz abgesehen von aller traditionellen Symbolsprache: Zunächst freut es mich einfach, daß ein Hase dasitzt (wohlverstanden: kein Uristier und kein hackschnäbiger Reichsadler oder dergleichen!) und mit den andern abgebildeten Kreaturen dabei ist beim Lob Gottes. Die Erlösung, die durch Christus geschehen ist, geht auch die sogenannte «stumme» Kreatur an; auch ihr kommt es zugut, wenn der Mensch heimgefunden hat. Unterhalb des Hasen entdecken wir bei genauem Zusehen noch mehr Kreaturen: Ein Fisch strebt da in die Tiefe. Ich denke, hier ist wirklich das altchristliche Ichthys-Symbol gemeint. Das griechische Wort für Fisch (Ichthys) birgt mit seinen fünf griechischen Buchstaben ein Christusbekenntnis: «Jesus Christus, Gottes Sohn, Retter.» Die beiden kleinen Weintrauben links und rechts davon erinnern in biblischem Sinn an die Fruchtbarkeit: Christus spricht zu seinen

Jüngern: «Ich bin der Weinstock, ihr die Schosse. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der trägt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun.» Unser Blick gleitet noch einmal hinüber zur Kanzel. In absehbarer Zeit wird ein *Antependium*, ein besticktes Tuch, das über das Kanzelbrett herunterhängt, eine herabschwebende Taube (Mk. 1, 10) zeigen, das Symbol des heiligen Geistes, der Hinweis auf das Pfingstgeschehen. So wird also der Halbkreis, der ansetzt bei den Figuren des linken Pedalturmes und über das Scheitelfenster mit der Auferstehungsdarstellung hinüberführt bis zur Taube auf dem Kanzelantependium, die Festhälfte des Kirchenjahres abschreiten von Advent bis Pfingsten. Daß die *Orgel* ein ganz besonderes Schmuckstück des Kirchenraumes darstellt, haben wir schon betont und möchten es hier zum Schluß nochmals unterstreichen. Sie hat etwas zu sagen, schon einfach durch ihre Präsenz, schon bevor ihre Stimme erklingt. Sie sagt jedem, der hier eintritt und irgendwo in diesem Gotteshaus seinen Platz einnimmt, daß alles, was in diesem Raume sich begeben mag, zum Lob und Ruhm Gottes geschehen solle, nur dann sei es recht getan. Soli – Deo – gloria! Allein – Gott – die Ehre! Das Volk Gottes soll eifersüchtig wachen über dieses «Soli» – Gott *allein* die Ehre. Und wo Gott zu seiner Ehre kommt, da kommt dann gewiß auch der Mensch, in allen Bereichen, zu seinem Recht und – zum Frieden.

*Kurt Rohr*